L. g.
o.
495
4

396

Aquarelle

aus dem Leben

von

August Lewald.

Vierter Theil.

Mannheim,
bei Heinrich Hoff.

1836.

Beschmutzte oder ausgeschriebene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Aquarelle

von

August Lewald.

Vierter Theil.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Bauernfeld, Theater. 1r und 2r Bd. Inhalt: die Bekenntnisse. — Franz Walter. — Helene. — Der Zauberdrache. 1836 und 1837. 8. br. 3 Thlr.

Bechstein, L., die Reisetage. 2 Thle. 8. brosch. 2 Thlr. 16 gr.

Erlach, Frhr. K. von, die Volkslieder der Deutschen. Eine vollständige Sammlung derselben von der Mitte des fünfzehnten bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Fünf Bände mit Generalregister. gr. 8. 1834 — 37. 8 Thlr. 12 gr.

Geib, K., die Sagen und Geschichten des Rheinlandes. In umfassender Auswahl gesammelt und bearbeitet. 1836. gr. 8. cart. 2 Thlr.

Guttenstein, D. B. F., Geschichte des spanischen Volkes. In gedrängter Uebersicht dargestellt. 1r Bd. 1836. br. 1 Thlr. 6 gr.

Laube, H., Moderne Charakteristiken. 2 Theile. 1835. 8. 3 Thlr.

— Reisenovellen. 1r 2r Bd. 1835. 8. br. 4 Thlr.

— Reisenovellen. 3r 4r Bd. 1836. 8. br. 3 Thlr.

— Liebesbriefe. 1836. 8. br. 1 Thlr.

— die Poeten. Novelle. 8. br. 1 Thlr. 12 gr.

— die Schauspielerin. Novelle. 1836. 8. 1 Thlr. 4 gr.

— das Glück. Novelle. 1837. 8. br. 1 Thlr. 18 gr.

Klagen eines Juden. 8. br. 16 gr.

Le Petit, Sittengallerie der Nationen. Das Buch der Völker in Bildern und Vignetten. 1836. gr. 8. cart. 1 Thlr. 12 gr.

Saintine, der Verstümmelte. Aus dem Französischen nach der 4ten Auflage. 1835. gr. 12. 18 gr.

Schütt, Ado, Psyche. Episches Gedicht in drei Gesängen. 1836. 8. cart. 1 Thlr. 8 gr.

Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 2 Bd. gr. 8. 4 Thlr. 12 gr.

Aquarelle
aus dem Leben.

Von

August Lewald.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Vierter Theil.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1837.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Druck von Hoff & Heuser in Mannheim.

Inhalt.

	Seite
Pariser Tabletten	1
Feste in München	189
Spiel	231
Karl Schall	255
G. A. Freiherr von Maltitz	276
Rudolph vom Berge	298
Ina	308

Pariser Tabletten.

Tabletten! Es war eine Zeit, wo sie eine wichtige Rolle spielten; diese Zeit ist nun zwar vorüber, warum sollte es aber nicht erlaubt sein, auch hier dem Rococo, dem Pompadour-Geschmack zu huldigen, wie in andern Dingen? Es ist wahrlich nicht so geschmacklos, als man uns noch vor zwanzig Jahren glauben machen wollte. Jene Zeit war in ihrer Gesammterscheinung vollständiger, als die unsere.

Es gibt zweierlei Arten von Tabletten; Tabletten der Vergangenheit und Tabletten der Zukunft. Ich führte die letztern während meines neulichen kurzen Aufenthalts in Paris, und über-

gebe die erstern hiermit meinen Lesern. Auf jene schrieb ich nämlich sorgfältig, was mir die Gunst des Augenblicks bescheeren sollte, um nichts zu versäumen oder zu vergessen, und die letztern füllte ich bei meiner Rückkehr aus dem Gedächtnisse aus, weil mir die Zerstreuungen nicht Zeit ließen, es an Ort und Stelle zu thun. Die Erinnerung ist ein guter treuer Maler; um genaue Angaben handelt es sich hier nicht, und das Steife in den Schilderungen verwischt sich glücklich.

So sah ich denn Paris nach vier Jahren wieder; den Straßenlärm hatte Gisquet glücklich verbannt; die Couplets gegen die Minister waren verstummt; die politische Carrikatur war verschwunden; das Volk und der Adel neigten sich wieder zur Gottesfurcht. Am Charfreitag strömte Alles in die Kirchen, um die hochaufgeschmückten heiligen Gräber zu besuchen; das schlechte Wetter störte zwar die Promenade von Longchamps, nicht aber die Wallfahrt zu ferngelegenen Kirchen. Der Erzbischof von Paris wurde wieder vernommen,

und der allgemeine Ablaß war an den Kirchthüren angeschlagen. Welch eine Verwandlung! —

Die Religion ist wieder Mode! Um in Paris Eingang zu finden, mußte sie es werden; anders war es selbst ihr nicht möglich. Wer die Pariser kennt, wird mir Recht geben.

Hier folgen nun einige leichte Schilderungen aus der Zeit — dem Frühjahr 1836 — von Dingen und Personen, die auf ein allgemeines Interesse Anspruch machen können.

1.

— — Wir waren die drei ewiglangen Stiegen in dem Hause Nr. 18 auf dem Quai Malaquai vergebens hinaufgestiegen. „Madame schlafe," hieß es, „sie sei fatiguirt — sie habe die ganze Nacht gearbeitet." —

„Ob sie auch wirklich schlafe?" fragte mein Begleiter, der Niemand anders, als der sarkastische Heine selbst war.

„Er möge sich nur davon überzeugen," erwiderte scherzend die Bonne, indem sie die Thür ein wenig öffnete, „dem lieben Cousin sei das schon erlaubt, doch solle er kein Geräusch machen."

Heine warf einen flüchtigen Blick in das verdunkelte Schlafgemach, und zog mich mit sich fort; ein hübsches Mädchen mit langen flatternden Haaren lief ihm nach und reichte ihm die Hand, um den Cousin zu begrüßen und ihn zu bitten, andern Tages wieder zu kommen.

„Das ist ihre Tochter," sagte er zu mir, „ein hübsches Kind, wie Sie sehen, doch die Mutter ist hübscher. Sie lebt von ihrem Gatten getrennt, größtentheils auf dem Lande; ich freue mich, daß sie gerade jetzt in Paris ist, um Sie vorstellen zu können."

„Macht sie ein Haus?" fragte ich.

„Ein Zimmer macht sie," antwortete er lachend; „um ein Haus zu machen, langen ihre Einkünfte nicht zu. Obgleich sie von allen Romandichtern am besten bezahlt wird, so nimmt

sie doch nur höchstens **20,000** Franken jährlich ein. Und was ist das?

Er sprach von Madame Dudevant oder Georges Sand, deren Wohnung wir so eben verlassen hatten; eine der pikantesten Erscheinungen auf dem weiten Felde der neueren französischen Literatur. Wir hatten Karten dort gelassen und uns für den nächsten Morgen angesagt. Es war vier Uhr; noch zwei ganze Stunden bis zum Essen; es konnten füglich noch zwei gewöhnliche Besuche abgestattet werden. Wir begnügten uns jedoch an diesem Tage nur noch mit einem einzigen, so lange währte er und so interessant war er.

„Nach den Archiven!" wurde dem Kutscher zugerufen. Eine tüchtige Strecke von dem Quai Malaquai. Endlich hielten wir vor einem Portale; wir gingen über den Hof, die breite Stiege eines großen Hotels hinauf. Während uns der im Vorzimmer postirte Bediente melden ging, erblickte ich durch eine geöffnete Seitenthür einen zierlich gedeckten Tisch.

„Wir kommen zur Unzeit,“ sagte ich meinem Begleiter, „es scheint, daß das Diner Ihren Freund bereits erwartet.“

„Er speist nicht im Hotel,“ gab er mir zur Antwort, „sondern mit der Dame seines Herzens, der schönen Herzogin von B...., auf deren Landsitze ich im vergangenen Sommer himmlische Tage erlebte. Das hier ist für die Dienerschaft servirt.

Der Bediente kam zurück und öffnete die Thür, um uns zu seiner Herrschaft einzulassen.

Wir traten in ein großes, reich decorirtes Arbeitszimmer; die Möbel und Vorhänge von blauem Atlas, der Kamin mit kostbaren Vasen und einer prächtigen Uhr geziert. Große Tische, mit Teppichen behangen, trugen schöne Wappen und elegante Schatullen aller Art und Größe, und die Schränke an den Wänden, deren zahlreiche, mit grünem Saffian und Gold bekleidete Schubladen mit Aufschriften versehen waren, so wie ein weiter, mit mannigfachem Material be-

deckter Schreibtisch in der Mitte des Salons schienen anzudeuten, daß wir uns in dem Arbeitsgemache eines stark in Anspruch genommenen Geschäftsmannes befanden.

Mit freundlichem Anstande kam uns ein Mann entgegen, der wohl an dem Anfang der Dreißiger stehen mochte, von hohem Wuchse, das braune Haar in natürlichen Locken die breite Stirne beschattend, ein helles, verständig blickendes, dunkelblaues Auge auf uns gerichtet, eine freie Nase und ein überaus schön geformter Mund. Dies war Mignet, der Jugendfreund des damaligen Premier-Ministers, und von Beiden der berühmtere Geschichtschreiber der französischen Revolution.

Mignet ist von ruhigem Temperamente und hat seinen Ehrgeiz nicht auf die Erlangung großer Macht und Ansehens gerichtet. Er bescheidet sich mit dem anspruchlosen Theile: ein sorgenfreies, angenehmes Leben zu führen und sich dabei seinen Lieblingsstudien ganz hingeben zu können. Und dies hat er erreicht. Mignet bildet einen schönen

Gegensatz zu Thiers. Beide kamen als arme, ungekannte Leute nach Paris, um ihr Glück zu suchen. Wohin führte dies den Einen? Er stand in jenem Augenblick auf dem eminentesten Platz im Staate, während der Andere nur immer noch den bescheidenen Raum des Schriftstellers für sich in Anspruch nimmt. Jener, allmächtig, zählte außer seinen Kreaturen nur Feinde, während dieser geschätzt und geliebt von aller Welt wird. Rührend jedoch ist die Zuneigung, die Mignet seinem alten Jugendfreunde bewahrt, und sie brachte auf mich um so mehr diesen Eindruck hervor, desto unumwundener die Art und Weise war, womit er sie vor dem ihm gänzlich Unbekannten zur Sprache brachte.

Der bekannte Aufsatz: „Adolphe Thiers“ überschrieben, der zuerst in der Revue des deux mondes erschien, und von dem nun auch ein besonderer Abdruck veranstaltet wurde, rührt bekanntlich von Loeve-Weimars her. Dies ist ein noch junger Mann, in Hamburg geboren, der

frühzeitig nach Paris kam und sich nunmehr dort naturalisirt hat. Er besitzt Geist und schreibt vortrefflich, das erkennen ihm selbst seine Gegner zu. Was ihn zunächst mit Haß gegen Thiers erfüllte, war der vergebliche Versuch, den er machte, die Direction der großen Oper zu erlangen, die von dem damaligen Minister des Innern Herrn Duponchel übertragen wurde. Man weiß, daß dieses Amt eine Goldmine für Veron geworden war, und daß daher Loeve-Weimars Zorn einen guten Grund hatte, da er sich wieder auf seine Schriftstellereinkünfte reducirt sah, während er von Schätzen träumte und sich schon als Alleinherrscher über ein Heer schöner, williger Sclavinnen erblickte. Seine Schriftstellerei soll ihm jedoch eine artige Summe jährlich abwerfen.

Was ich Loeve-Weimars nicht verzeihen kann, ist, daß er den Franzosen, d. h. jenen, die nicht deutsch verstehen und sich daher nicht mit eigenen Augen überzeugen können, einen schiefen Begriff von unserer Literatur, durch seine übrigens recht

gelungene Uebersetzung der Hoffmann'schen Nacht- und Phantasiestücke, beigebracht hat. Durch ihn ist es in Paris Mode geworden, bei Hoffmann zu schwören, Hoffmann als einen unserer ersten Geister zu bezeichnen, Hoffmann und Goethe stets zusammen zu nennen, als ständen sie ganz auf gleicher Stufe, und den Faust, so wie die Elixiere des Teufels so anzusehen, als seien sie aus einem Geiste hervorgegangen. Wie verwundert schauen uns die armen Leute an, wenn sie aus unserem Munde dann vernehmen, daß wir unsere großen Geister anders klassifiziren, und daß wir noch eine Menge Namen besitzen, die wir in die ungeheure Spalte hineinschieben können, die in unserer Literatur sich zwischen den Namen Goethe und Hoffmann befindet. Mit Entrüstung erwähnte Mignet jenes Artikels von Loeve-Weimars. Er sprach von Unwahrheiten und Entstellungen, namentlich von solchen, die den persönlichen Charakter des Premierministers in ein falsches Licht stellten. Da er glaubte, daß es mich als Deutschen ganz

besonders interessiren würde, hielt er sich bei dem Begebnisse mit dem deutschen Buchhändler Schubart auf.

Dieser Schubart war stets ein excentrischer Mensch gewesen, der für neue und große Ideen leicht zu gewinnen war. Viele, die dies zu benützen verstanden, haben dem Mann zu seinem Ruin verholfen. So unter Andern Julius Klaproth mit seiner Sinomanie, dessen chinesisches Wörterbuch in Folio der arme Schubart auch in Verlag genommen hatte. Durch dieses Mannes Vermittelung unterstützte nicht nur der verstorbene Freiherr von Cotta den jungen Thiers mit reichlichen Fonds, sondern Schubart wußte auch noch auf andere Weise ihm wichtige Dienste zu leisten. Dies soll nun Thiers, wie Loeve-Weimars behauptet, mit dem schnödesten Undank vergolten haben. Er will Schubart in wahnsinnigem Zustande, als zerlumpten Bettler am Rhein umherirrend, gesehen haben u. s. w.

Diesem widerspricht aber Mignet geradezu als einer boshaften Verläumdung, und was er mir hierüber sagte, trug so sehr den Stempel der Wahrheit, und die ganze Art und Weise des Mannes war so überzeugend, daß ich keinen Anstand nehme, seine Worte hier als Widerlegung der Loeve'schen Angaben folgen zu lassen.

Schubart zeigte in seinem Alter Spuren von Wahnsinn, die sich besonders in der Lust offenbarten, sich fremdes Eigenthum anzueignen, wenn er auch keinen Gebrauch für sich davon zu machen wußte. Als diese Symptome für seine Umgebung immer lästiger wurden, beschlossen seine beiden freundschaftlichen Pfleger, Mignet und Thiers, auf Anrathen des Arztes, der davon eine Besserung für den Patienten versprach, ihn nach seiner Heimath zu senden. Allein auch dies soll nicht im Stande gewesen sein, den unglücklichen Mann wieder zu sich zu bringen, und nach kurzer Zeit war er wieder in Paris bei seinen jungen Freunden. Da Thiers keine Zeit dazu hatte, so war Mignet

faſt allein mit der Sorge für Schubart beauf-
tragt, und er trug gewiſſenhaft dieſe läſtige
Pflicht, die immer drückender wurde, da Schu-
barts Zuſtand ſich mit den zunehmenden Jahren
verſchlimmerte. Aus ſeiner frühern Zeit als Buch-
händler und mehr noch als Bücherfreund hatte
er die Gewohnheit, ſtets auf ſchöne Einbände zu
ſehen, und dieſe Liebhaberei war nun in ſeinem
Wahnſinn dahin ausgeartet, daß er jedes Buch,
ſobald er es in die Hände bekommen konnte, mit
einem Riſſe ſeines Einbandes entkleidete, um, wie
er ſagte, es beſſer binden zu laſſen. Man kann
denken, welche Unannehmlichkeit dies herbeiführte,
wenn er Mignet in ſeinem Studierzimmer, wie
es faſt täglich der Fall war, zu beſuchen pflegte.
Dieſer konnte trotz der angeſtrengteſten Aufmerk-
ſamkeit dennoch manches Buch nicht vor den
Händen Schubarts ſchützen. Hatte man ihm heute
neue Kleider geben laſſen, ſo waren ſie oft am
andern Tage ſchon wieder beſchmutzt und zer-
riſſen; dies war vorzüglich mit Schuhen und

Strümpfen der Fall. Der Bediente erhielt dann sogleich den Auftrag, ihn abermals mit neuen zu versehen; Schubart pflegte gewöhnlich den Bedienten in die Magazine zu begleiten, wo die Einkäufe für ihn gemacht wurden, aber dann blieben auch die Reclamationen der Kaufleute nicht aus, denen er stets einige Gegenstände heimlich zu entwenden pflegte.

Trotz aller dieser Unannehmlichkeiten behielt Mignet diese Vormundschaft, und Thiers entzog ihm, wie er mir betheuerte, seine thätige Beihülfe nicht, bis der unglückliche Mann gestorben war.

Mignet beschäftigt jetzt ein großes geschichtliches Werk, das er auf Kosten der Regierung herausgibt. Es führt den Titel:

Négociations rélatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV.

und ist nach den im königlichen Staatsarchive vorhandenen Documenten bearbeitet. Es wird nicht in den Buchhandel kommen. Die Einlei-

tung hat Mignet für seine Freunde besonders abdrucken lassen; sie gibt Aufschluß über diese mit dem gewissenhaftesten Fleiße und der gründlichsten Forschung ausgeführten Arbeit des berühmten Geschichtschreibers.

Er sprach mit vieler Bescheidenheit von dieser wichtigen Arbeit, ohne jedoch die Mühe zu verschweigen, die er darauf verwendet hatte.

Ich verließ Mignet mit einem Gefühle, das uns sonst einem jungen Pariser Schriftsteller gegenüber nicht anwandelt. Es sprach sich in seinem Wesen eine gediegene Würde aus, die sich gleich fern von dem pedantischen Stolze eines Stubengelehrten, wie von dem zurückstoßenden Wesen eines Parvenüs hält. Es war hier jene von wahrer und tiefer wissenschaftlicher Durchbildung erzeugte Milde anzutreffen, mit einer feinen Lasur Pariser Weltbildung übergossen; eine so reizende und wohlthuende Vermischung, als sie nur angetroffen werden kann.

Ich werde den Eindruck, den diese Erscheinung auf mich machte, nie vergessen.

2.

Am andern Morgen waren wir glücklicher; Madame schlief nicht und wir traten unangemeldet in das kleine, seltsam ausgeschmückte Boudoir der Dame, wo sie, umgeben von einigen jungen Schöngeistern und Kritikern, auf dem Divan saß. Das Zimmer trug den Stempel des von Janin zuerst wieder aufgebrachten Pompadour-Geschmacks, jedoch nicht in seiner kostbaren Reinheit, sondern mit einigem Gout de la Renaissance und andern fremdartigen Elementen untermischt. Es war nichts aus einem Stück davon, und man hatte zu allerlei Ausschmückungen seine Zuflucht genommen, um die Möblirung zu vollenden. Man sah einen modernen Flügel, moderne Tische, antike Lehnstühle, ein paar incrustirte Schränke, wie sie die Mode nennt, herrliche Blumen in Töpfen und Vasen,

chinesisches Porzellan in großen Stücken, einige alte Gemälde in uralten Rahmen, Seltenheiten und Curiositäten, wie sie das Gewölbe der **Marchands de bric à brac**, unsern Trödlern gleichbedeutend, zieren. Dazwischen hingen an den Wänden Crucifixe, kleine Bilderchen, verwelkte Kränze, Angedenken, nicht fähig, als Schmuck der Wand, an der sie hingen, gelten zu können, wohl aber mit süßen oder schmerzlichen Erinnerungen die Besitzerin zu erfüllen, wenn ihr Auge unwillkührlich darauf fiel. Aus der ganzen Anordnung des Boudoirs sprach das schwärmerische Gefühl, das die Schriften Georges Sands erfüllt. Die blauen Vorhänge waren herabgelassen und warfen ein zauberisches **Clair-obscur** in das Gemach; es hatte nur ein Fenster. In einer fast dunkeln Nische, blau und weiß zellartig drapirt, saß in den weichen hohen Kissen des Divans eine kleine, zierliche Frau, mit sehr großen braunen hervortetenden Augen, an jeder Seite der hohen Stirne dicke schwarze Locken, mit farbigen Schlei-

fen durchflochten, die Hinterhaare dicht an das Haupt gesteckt, nach Art der Landmädchen in gewissen Gegenden Italiens, welches denselben ein fast männliches Aussehen gibt. Ihre Kleidung bestand in einem dunkelblauen Schlafrock, der gleichfalls zwischen einem männlichen und weiblichen die Mitte hielt; sie saß ungezwungen, eine kleine Porzellanschaale im Schooße, woraus sie kleine Blätter nahm, die sie in zierlich zugeschnittenes Papier wickelte; wenn sie sprach, zeigte sie ihre großen weißen Zähne, und eine starke, etwas gebogene Nase verlieh ihrem Gesichte einen Ausdruck von Entschlossenheit, dem jedoch die weibliche Grazie nicht fehlte. Es war eine schöne Vermischung der Schönheiten beider Geschlechter in diesem Kopfe, allein die Zierlichkeit desselben und die Anmuth der Bewegungen gaben hier den Ausschlag, und man mußte einer schönen Weiblichkeit darin den Vorrang zuerkennen. Ich glaube, an dieser Gränze kann nur eine Französin den Sieg der Weiblichkeit retten, und ich denke mit

Schaudern daran, ähnlichen Naturspielen im Vaterlande begegnet zu sein. Madame Dudevant ist nichts weniger, als was man sich bei uns unter Mannweib denkt, und doch macht sie als Weib den Uebergang zum andern Geschlechte, wie der Aal zur Schlange, wie der Polyp zu den Pflanzen.

Man sprach von den neuesten Erscheinungen der Literatur.

„Ach, Jocelyn!“ rief sie aus, „welch ein Werk, welch ein Gedicht! Wie beneid' ich die Glücklichen, die in Versen schreiben können, das ist die Weihe des Dichters! Unsere arme Prosa ist das Gewand des Bettlers — es ist nichts! Wie groß ist Lamartine!“

Man suchte sie zu widerlegen; man sprach von schöner Prosa, von ihren Werken, ohne jedoch in fade Schmeichelei auszuarten; sie wollte davon nichts wissen und bleib dabei, daß man nur in Versen Dichter sein könne.

„Nur was erfunden ist, sei schön!“ rief sie, „sie hasse alle Beschreibungen und könne sich nie

dazu entschließen, Reisen und dergleichen zu lesen. Sie brauche bei ihren Arbeiten keine Studien zu machen; irgend eine vorüberfliegende Erinnerung, irgend eine oberflächliche Kenntniß sei ihr genug, ihren Erfindungen das Colorit zu geben; nähere Details in dieser Hinsicht verschmähe sie stets."

Nach diesen Aeußerungen mußte es mir unangenehm sein, daß Marmier, der Redakteur der **Revue germanique**, der zugegen war, von meinem Buche über Tirol zu sprechen anfing und es ihr zur Lectüre empfahl, da sie eben mit der Ausarbeitung eines Romans beschäftigt war, dessen Schauplatz jenes Gebirgsland ist. Er meinte, bei diesem Stoffe dürfte eine locale Färbung allerdings der Darstellung einen bedeutenden Reiz hinzufügen.

Sie wandte sich hierauf anmuthig nach mir, um mich zu fragen, ob mein Werk übersetzt sei; dann — als ich es verneinte — beklagte sie, es nicht benützen zu können und sich mit Mercey

begnügen zu müssen. Sie wollte wissen, was ich von seinem Buche halte.

Ich lobte die pittoreske Seite desselben, und da ihr nichts an der Genauigkeit in den Angaben zu liegen scheine, so glaubte ich, daß Mercey ihr trotz seiner vielen Unrichtigkeiten dennoch gute Dienste leisten könne. Ich mußte ihr dann noch Einiges von Hofer erzählen, und Marmier versprach zum Schlusse, das ihn Betreffende aus meinem Buche nächstens für den **Impartial** zu übersetzen, wo er so eben auch die Einleitung meines Münchener Panorama's hatte abdrucken lassen.

Wir sprachen von deutschen Schriftstellerinnen. Ich erwähnte Rahels und Bettina's, dieser neuen, so glänzenden Erscheinungen; ihre Namen waren nie bis hierher gedrungen, die liebenswürdige Madame Dudevant wußte nichts von ihnen, die anwesenden Franzosen hatten keine Ahnung davon — nur Marmier kannte sie vom Hörensagen.

Nur eine deutsche Schriftstellerin war diesem Kreise bekannt; es war nicht die Schoppe — deren Kinderschriften man jetzt zu übersetzen anfängt — nicht die Hanke, nicht die Schopenhauer, nicht die Gräfin Hahn=Hahn, nicht Caroline Pichler, nicht Agnes Franz, nicht die Birch=Pfeifer — es war die Frau von Chezy, die Chezy einzig und allein, die von der allerliebsten Dudevant außerordentlich geliebt wurde. Sie lächelte über die Toilette und über das Benehmen derselben, aber sie war entzückt von dem Fond von Poesie, die unbestreitbar in ihr schlummert, und sah sich hingezogen zu ihrem liebevollen Gemüthe. Es empörte sie zu hören, wie unglimpflich man über diese Frau hie und da in Deutschland urtheile. Sie hatte sie während ihres Aufenthalts in Paris oft gesehen und sich ihres Umgangs wahrhaft erfreut.

Am unglücklichsten war es der Frau Chezy in München ergangen; aber wer diese Stadt kennt, wird auch wissen, daß man dort gerade für die

Poesie jener Frau nicht die geringste Empfänglichkeit besitzt.

Zwischen dem Musiker Listz und Madame Dudevant herrscht ein höchst empfindsames Verhältniß; die Briefe, die sie ihm aus der Schweiz geschrieben und die in der **Revue des deux Mondes** abgedruckt erschienen, geben davon zum Theil Kunde. Sie sprach mit großem Antheil von ihm und wollte ihn im nächsten Sommer in der Schweiz besuchen. Trotz ihrer Verbindungen mit jungen Männern, soll Madame Dudevant — frei und unabhängig wie sie ist — ihr Herz sehr rein erhalten und Niemand aus ihrer nähern Umgebung sich einer vertrauten Gunstbezeugung zu rühmen haben. Ihre früheren Schicksale waren stürmisch bewegt, sie kennt das Herz und die Menschen, und aus der Vereinigung dieser Kenntniß mit einem schönen warmen Gefühle, einer großen Tiefe der Empfindung und einer reichen Phantasie, entstehen eben die wunderbaren Gemälde, so einfach und wahr und ergreifend, die sie in diesem Augen-

blicke zu einer so bedeutenden Erscheinung in der Literatur machen.

Das Gespräch hatte eine ziemlich lange Zeit gedauert und Madame Dudevant war mit der Arbeit zu Ende, deren ich schon vorhin Erwähnung gethan. Sie holte jetzt zwei tüchtige Cigarrendosen aus dem Schranke und stopfte die kleinen Papierwickel sorgfältig hinein, denn was sie bis dahin gemacht hatte, waren nichts anders als kleine spanische Papiercigarren, die sie für die eigene Consumtion verfertigte.

Während der Arbeit hat nämlich Georges Sand die Gewohnheit zu rauchen.

„Es strengt mich wohl an," sagte sie, „sechs bis acht Stunden auf einem Fleck zu sitzen und zu schreiben — zu schreiben — während Kopf und Seele arbeiten — daß mir das Blut zu den Augen herausspritzen möchte. Viel leichter denk' ich mir das Dictiren, auf- und abgehend im Zimmer, oder mit geschlossenen Augen in eine Ecke

des Divans gedrückt — allein dabei würd' ich zu viel rauchen und davor fürcht' ich mich."

Sie ist nur selten in Paris. Auf dem Lande ist sie so glücklich, in einer Familie zu leben, deren Mitglieder aus Zuneigung für sie willig die Nacht zum Tage machen, wenn sie es wünscht; denn Georges Sand schreibt nur des Nachts, und mag dann nicht allein sein. Es erfüllt sie mit Schauder, Alles um sich schlafend zu wissen; ihre Umgebung muß plaudernd im Nebenzimmer sein, oder mit ihren gewöhnlichen Arbeiten beschäftigt, dann wird ihr wohl, und dann kommt ihr die Lust zum Schaffen an. Sie schreibt die ganze Nacht hindurch; gegen Morgen legt sie sich nieder und schläft dann bis Mittag, das heißt, was wir Mittag nennen; in Paris ist es noch weit davon. Hierauf kommen Besuche, dann wird Toilette gemacht, gegessen und ein Theater besucht; oft wird auch in den Abendstunden geschlafen, um die Nacht munter sein.

Auch in Paris haben sich, wie sie mir gestand, Freunde gefunden, welche die Nacht mit ihr zubringen, und ich muß gestehen, wenn mich nicht Theater und Soireen während meines kurzen Aufenthalts zu sehr in Anspruch genommen hätten, so würde ich um die Erlaubniß gebeten haben, ein Mal von der Parthie sein zu dürfen.

Am Abende sah ich sie mit demselben Kopfputze in der großen Oper; dieselben dicken Locken mit den Bandschleifen durchzogen, gleich der Fenella in der Stummen von Portici; Alles trug kokette Häubchen, winkende Blumensträuße auf breitschirmigen Hüten, wie es die letzte Mode erheischte — Georges Sand erschien in der einfachsten, natürlichsten Coeffure. Der bekannte Republikaner Michel, ihr Anwalt in ihrem Scheidungsprozeß, der außer den unerläßlichen weißen Handschuhen nichts Elegantes an seinem Aeußern hatte, führte sie die Treppe hinauf, wo sie, den Kopf lieblich rückgewendet, heitere Worte mit uns wechselte.

Man gab die Hugenotten, diesen harmonien-athmenden Coloß; ein bewunderswerthes Kunst-werk! Georg Sand ist entzückt davon, sie versäumte bis jetzt keine Aufführung desselben.

3.

Meyerbeer wohnte im dritten Stockwerk des Hotel des Princes; in jeder Stadt Deutschlands würde er eleganter wohnen; für ein Pariser Hôtel-meublé ist das Apartement schön.

Mitten im Salon steht ein offener Flügel; Schreibzeug, Papier, einige Bücher liegen darauf; hier schafft der Componist in den frühen Morgen- oder Abendstunden, denn den Tag über ist er so sehr durch Besuche in Anspruch genommen, die er zu geben oder zu empfangen hat, wie jeder andere Pariser. Am fleißigsten arbeitet er wohl, wenn er im Sommer von Paris abwesend ist.

Obgleich die Franzosen nicht ohne Scheelsucht auf einen Deutschen sehen mögen, der sich fast

ausschließlich ihres größten Theaters bemächtigt hat, das ihr Stolz ist, und für welches der Staat eine so bedeutende Summe bewilligt, um es auf seiner Höhe zu erhalten; obgleich dieser Deutsche ihren nationellen Auber ganz von dieser Scene verdrängt hat und Rossini offenbar seinetwegen mit dem Publikum boudirt und ihm die lang verheißenen und sehnlichst erwarteten neuen Meisterwerke vorenthält — Gründe genug, um ihm Widersacher auf den Hals zu hetzen — steht der königlich preußische Hofkapellmeister und Ritter der Ehrenlegion Meyerbeer dennoch in Paris nicht nur in einem hohen Grade von achtungsvoller Anerkennung, die seinem großen Talente, bei den unbestreitbaren Beweisen, nicht entgehen konnte, sondern auch in vollstem Genusse einer wohlwollenden Gesinnung, die er wohl hauptsächlich seiner Anspruchslosigkeit und Gutmüthigkeit zu verdanken hat, die sich in seinem ganzen Wesen kund gibt.

Die härtesten Urtheile, die ich über Meyerbeers Musik gehört, waren folgende:

Ein berühmter Sänger der italienischen Oper fragte mich:

„Avez vous entendu les Huguenots?" Ich antwortete, daß ich sie für ein Meisterwerk halte.

„C'est sur," gab er mir zur Antwort, mais je n'y comprends rien!"

Darauf war ihm nichts zu entgegnen und ich schenkte ihm willig Glauben.

Ein eifersüchtiger Franzose hingegen äußerte unumwunden sein lautes Mißfallen darüber, daß man einen Fremden, zum Nachtheil der einheimischen Talente, so sicher Platz greifen lasse; daß dadurch ächte französische Musik ungerechter Weise verdrängt werde; und daß es ein Leichtes sei, mit Glocken, Schießen und allerlei außermusikalischen Hülfsmitteln große Wirkung zu erzielen.

Diese letztere Anführung ist indeß ungerecht; die Partitur der Hugenotten entbehrt aller dieser Effecten, und sie wäre eben so schön, wenn das Glockenläuten und Schießen nicht an jenen Stellen einfiele, wie es von der Handlung aus bedingt

wird; daß der Componist es so geschickt zu benützen wußte, und den scenischen Eindruck dadurch verstärkte, kann ihm nicht zum Vorwurf angerechnet werden, und Jeder würde wohl ein Gleiches gethan haben. Uebrigens vergessen diese Eiferer, daß ihre erste lyrische Scene schon einmal einem Deutschen anheim gefallen war, dem Ritter Gluck, der sie gegen einen bedeutenden Rival siegreich zu behaupten wußte, und daß ihre Musik von jeher, und in neuerer Zeit insbesondere, von deutschen und italienischen Meistern große Vortheile zog, daß Rossini auf ihren Gesang, Weber auf ihr Orchester influirte, und daß Beethoven und Haydn die Quintessenz ihrer gepriesenen Concerte das Conservatoirs bilden. Diesen Thatsachen lassen sich keine Widersprüche entgegenstellen.

Diese angeführten beiden Pole bezeichnen indeß streng den ganzen Raum, den die Gegner Meyerbeers einnehmen; für alle andere Gehege der musikalischen und nicht musikalischen Welt ist er — der gran mæstro, der gelehrte Harmonist d'un

travail conscienscieux, der Schöpfer edler, origineller Melodien, der Mann von Geschmack und Bildung.

Noch sehr jung verließ Meyerbeer das Haus seines reichen Vaters, um an der Seite eines Hofmeisters durch die Welt zu ziehen. Wir erinnerten uns mit Vergnügen schon im Jahr 1815 zusammen dem ersten Concerte beigewohnt zu haben, das die damals angebetete Catalani, bei ihrer Ankunft aus London, in Paris gab. Der junge Meyerbeer genoß damals die Ehre, mitten unter den musikalischen Autoritäten zu sitzen, für welche auf beiden Seiten der Scene Fauteuils gestellt worden waren.

Mit der tüchtigen Grundlage des Vogler'schen Unterrichts, den er zugleich mit Weber genossen, zog er über die Alpen, um die Kunst des Gesangs, eine von vielen unserer neuern Componisten sehr vernachlässigte Kunst, mit Eifer zu studiren. Er heftete sich mit unermüdlichem Fleiße an die Fersen der großen Sänger, er suchte ihre Spuren

auf, wo er sie fand; in der Kirche, in den Theatern, in den Salons; er studirte sie, er trug ihre Manier emsig in sein Gedenkbuch ein; er erwarb sich auf solche Weise einen unbezahlbaren Schatz. Nun versuchte er sich selbst; nun begann er das zur Schau zu legen, was er erlernt, was er gesammelt; er wußte, daß es nichts Bleibendes sei, was er auf diese Weise schuf, aber er wollte sein Talent an dem Urtheil jener alten, geborenen Kenner des Gesangs prüfen, er wollte sein eigenes Urtheil über seine Fähigkeiten feststellen. Daß die Opern, die auf solche Weise in Italien entstanden sind, den Weg in sein Vaterland fanden, erfüllte ihn anfänglich mit Schrecken, später mit Schaam; und nur die gehässigen Urtheile, die hie und da darüber laut wurden, ermannten ihn erst zu dem gerechten Stolze, das Gute darin nicht ganz zu verkennen, und auch den Beifall, den sie bei der Darstellung in Deutschland erhielten, für sich im vollkommensten Maße in Anspruch zu nehmen.

Um seine ganze Kraft, seine erlangte Wissenschaft, sein reiches Talent, das in ihm schlummerte, ganz zu entfalten, bedurfte es indeß eines andern Schauplatzes für ihn, als die Scene einer italienischen Stadt während des Carnevals. In die Mannsjahre getreten, verließ er Italien, mit dem festen Vorsatze, die Bahn zu verlassen, die er dort, um zugelassen zu werden, betreten müssen. Wohin sollte er sich wenden? nach Deutschland? dem armen Deutschland, das so wenig Vertrauen zu sich selbst hat, und nur zögernd eine Gabe empfängt, und sich so gern vom Auslande Gesetze vorschreiben läßt? nach Deutschland, wo selbst Hoftheaterintendanten lieber nach ausländischen Partituren greifen, um das Honorar an Dichter und Componisten zu sparen? Unsere armen Theaterdirectoren! diese kleinlichen, abhängigen, gebundenen und doch so tyrannischen Machthaber, die das Publikum verachten und vor ihm zittern; diese komischen Widersprüche! öffentliche Personen ohne Oeffentlichkeit; Vorsteher von Kunstanstalten ohne

Begriff, Sinn, Liebe für Kunst und Künstlerwesen, welche die Gunst oder ein unbestimmter Trieb zu dem machte, was sie vorstellen, und die erst an Coulissen= und Comödianten=Geklatsche sich zu dem heranbildeten, was sie sind!

Meyerbeer that recht, sich solchen trostlosen Chancen nicht zu überlassen. Ein armer Teufel hätte keinen andern Ausweg gewußt; allein der Himmel schenkte dem wacken Mayerbeer zu seinem Talente auch noch eine Million! wahrlich keine schlechte Zugabe! Diese Million verhalf ihm dazu, daß er den besten Unterricht haben konnte, daß er von Jugend auf sich nicht mit Erbärmlichkeiten umgeben sah, sondern gleich eine Luft athmete, die ihn auf des Lebens Höhen hob; diese Million ließ ihn noch jung, und das warme Herz jedem schönen Eindruck offen, an der Seite eines strenge gewählten Hofmeisters die interessantesten Städte Europa's durchstreifen und Alles hören und sehen, was damals berühmt war und entzückte; diese Million setzte ihn in Stand, ein ungebundenes

Künstlerleben in Italien zu führen und Studien zu machen, die erst dann — nach der angenommenen Methode — für uns Werth erhalten, wenn sie die Alpen zurückgemessen. Mit dieser Million endlich durfte er nicht Deutschland seine erste Oper anbieten, die er bei seiner Rückkehr aus Italien in Brust, Herz und Kopf trug, um sie auf irgend einem unserer Theaterchen, in irgend einer kleinen Stadt unvollkommen aufgeführt zu sehen und dabei selbst den Taktstock führen zu müssen; sein Geld bewahrte ihn vor dem Schmerz, die müden Dirigentenarme nach der Aufführung rastlos sinken zu lassen, und sie dann nur zu erheben, um sich die Thränen verzweifelnd aus den Augen zu wischen. —

Ich bin weder geldgierig noch neidisch, aber wär' ich Künstler, ich könnte Meyerbeer um seine Million beneiden. Gibt es ja doch sogar fanatische Thoren unter uns, die ihm auch daraus ein Verbrechen machen wollen!

Meyerbeer wandte sich nach Paris, um dort ein Werk auf die Scene der großen Oper zu bringen. Das war nicht leicht; er mußte mehrere Jahre dort leben, er mußte sich Freunde erwerben, er mußte sich über seine Anwartschaft ausweisen, bis er zum Ziele gelangen konnte. Wohl ihm, daß er es konnte! Daß er sich nichts erschlichen hat, beweisen die 150 Vorstellungen seiner Erstlingsoper, der Succeß seiner neuen. Robert wird dauernd auf dem Repertoir bleiben; schon sind vier Jahre vorüber seit seinem Erscheinen, und noch immer füllt er das weite Haus, noch immer trägt er 10,000 Franken der Casse ein; die Stumme von Portici, als die beliebteste Oper der neuern Zeit, hat diesen Erfolg in Paris nicht erlebt. Wie ersprießlich dem Meister seine 80,000 Franken Renten sind, bewies sich aber auch bei dieser Gelegenheit. Erst nach vier Jahren durfte er wieder mit einer neuen Oper: den Hugenotten erscheinen. Solche Werke lassen sich aber nicht vier im Jahre liefern, sondern man braucht wohl

vier Jahre, um sie zu empfangen und niederzuschreiben; und überdies würde auch die große Oper nicht in kürzerer Frist solche Riesenwerke von demselben Componisten zulassen. Was jedoch Robert seinem Schöpfer eintrug, war nicht im Stande, Jemand vier Jahre lang in Paris freizuhalten, selbst wenn er so einfach leben wollte, wie Meyerbeer. Der ganze Vortheil belief sich auf 40,000 Franken für ihn und den Dichter, ich weiß es aus Beider Munde; mithin für einen Jeden 5000 Franken im Jahre. Aber was ist das in Paris? und wo ist der glänzende Gewinn, den doch ein Werk hätte abwerfen müssen, das einen so seltenen ungewöhnlichen Erfolg hatte? Dank sei es aber wieder seinem Reichthum, Meyerbeer konnte ruhig zusehen, und das Deficit in seinem Budget aus eigenen Mitteln decken; er durfte nicht Paris verlassen, um wie arme deutsche Componisten sich mit den Choristen abzuplagen und den Taktstock zu schwingen.

Gleichwie im Robert, so war auch in den Hugenotten eine solche Masse von Musik, daß man mit dem, was bei den Proben weggeschnitten werden mußte, noch eine recht umfangreiche Oper gehörig ausstatten könnte. Allein so wie Meyerbeer seine Coupuren aus dem Robert nicht für die Hugenotten verwendet hat, so wird er auch die aus der letztern Oper nicht für seine neue verwenden. Darin handelt er mit einer wahrhaft deutschen Gewissenhaftigkeit; jetzt strömt ihm noch der Gedanke reichlich genug, sagt er, und er liebt es, seine Schöpfungen aus einem Gusse entstehen zu sehen, und verschmäht die Mosaikarbeit. Sollte ihn einmal die schaffende Phantasie verlassen, so hofft er erst aus den weggelegten Bruchstücken seiner jetzigen Periode Gebrauch zu machen, und wahrlich, es wäre zu beklagen, wenn er es nicht thäte; denn nicht das Schlechteste der Partitur ist es, was bei den Proben gestrichen wird, sondern das, was die Einrichtung der Scenen, die Oekonomie der Vorstellungen, die gebieterische

Zeit der Darstellung überflüssig macht. Ich hörte von vielen Seiten mit großem Bedauern eines Trio's von Frauenstimmen erwähnen, was auf diese Weise den Musikfreunden entzogen wurde und ein Meisterstück sein soll.

Gleichgültig konnten indeß diese Anforderungen der Regisseure und der theatralischen Nothwendigkeit unsern Meister nicht lassen, und er wurde mir geschildert, bleich, aufgelöst, wie vernichtet, mit gefalteten Händen bei den Proben dastehend und kaum vernehmend, was wohlmeinende Freunde, um ihn aufzurichten, ihm von seinem nahe bevorstehenden Triumphe in's Ohr raunten. Die erste Mitternacht nach der Aufführung machte diese Freundesstimmen zur Wahrheit und erhoben ihn wieder. Diese Leidenschaftlichkeit für sein Werk, für sein Kind ziemt dem Künstler, dem Vater! wer dieses Feuer in der Brust nicht besitzt, bringt sich um den schönsten Genuß, auf seine Mitwelt mächtig zu wirken; denn was das Bewußtsein des Besitzes auch Erhebendes hat, mit Ruhm

unter den Lebenden zu wandeln, ist der höchste Genuß auf dieser Erde. Wer das Leben der Meister in der alten Kunstzeit kennt, weiß, wie sehr sie diesem Ziele nachstrebten, welche Opfer sie brachten, welchen Weg sie einschlugen, wie sie von einer edeln Eifersucht bis auf den Tod gepeinigt wurden, und welche Handlungen und welche Werke ihnen dies eingab. Wir wollen es unsern neuern Künstlern nicht zu hoch anrechnen, wenn sie etwas von diesen Elementen in sich tragen, die sich in unserer Zeit in mildern Strahlen brechen und statt des flinken Stilets des italienischen Mittelalters andere Hebel in Bewegung zu setzen wissen.

Dies zur gerechten Entschuldigung für Viele, die von der seichten Philisterei unserer Tage so breit und mißwollend beurtheilt werden.

4.

Brr! Ich habe mir diesen Morgen eine starke Emotion bereitet. Ich habe sie vor mir gehabt

die fürchterlichen Köpfe Fieschi's, Lacenaire's, Avril's; ich komme so eben aus Finsterniß und Leichendunst! Noch ganz voll von dem Eindrucke eile ich zu Freunden, zu Freuden; der Tag ist mir verdorben, das fühle ich!

Und sie waren nur von Wachs, nur Wächserne befühlt' ich mit diesen Fingern, besah ich mit diesen Augen, und doch war es schrecklich genug. Der Künstler hatte sie treu nach den Originalen gegossen, als noch das Blut kaum geronnen war, als noch die Muskel zuckte, — als noch — wie schrecklich! — der Schmerz vielleicht darin fortwährte — das arme Gehirn darin dachte. Man weiß von anatomischen Präparaten her, die wohl Jeder gesehen hat, wie täuschend sich Fleisch, Fett, Blut, Ader, Flechse Sehne in Wachs wiedergeben lassen; dieses Schwellen, dieser Glanz; es ist Alles so weich, fett, kraus, glatt! was uns an Wachsfiguren so abschreckend vorkommt, das Todte, das ist eben hier in der Nachahmung desselben so traurig wahr. —

Ich nahm Fieschi's Kopf in die Hand. Die ersten Bilder, die man von ihm verbreitet hatte, sehen ihm nicht im geringsten ähnlich; der Himmel weiß, welches Gesicht jenen Bildern gesessen hat. Man sprach davon, daß ein armer Bilderhändler den Witz gemacht habe, den alten Stein mit Louvel's Porträt, der ihm noch da lag, schnell mit einer neuen Unterschrift abdrucken zu lassen. Die letzten Bilder hingegen, die man erhielt, waren nicht ohne Aehnlichkeit, allein es waren die Chargen von Fieschi's Zügen; Alles darin streift an Karrikatur. Wäre dies nicht, so müßte der gewaltsame Tod, den dieser Mensch erlitten, seinen Zügen eine Verwandlung aufgedrückt haben, die sehr zu ihrem Vortheil gereichte. Wüßte er es, so würde dies der Eitelkeit, die ihn besessen, eine angenehme Nahrung geben; es ist nur Schade, daß dies Verschönerungsmittel als Toiletten-Kunstgriff keine Anwendung finden kann.

Das Besonderste an dem Kopfe, den ich in der Hand hielt, war der unterste Theil desselben.

Wir haben wohl schon oft in Bildhauer- oder Maler-Werkstätten Todtenmasken betrachtet; an den Kopf schließt sich der Hals, und das Ganze endet schön geglättet von der Hand des Künstlers, der den Anfang der Schultern, den Nacken, ein Stück von der Brust wohl ausgebildet hinzugefügt hatte — hier war es anders. Dieser Kopf endete schnell, plötzlich, unter dem Kinn war Alles aus; dies machte einen befremdlichen Eindruck, es war aber gewiß ganz treu nach dem Original. Das Beil war in das Genick gefahren und hatte nur den Kopf abgeschlagen, der ganze Hals war an dem Rumpfe geblieben. Aber die Muskeln, die Drüsen waren dem Eisen nachgequollen, das sah man deutlich, es war keine Ebenheit sichtbar; unförmliche Klumpen drängten sich überall hervor und gaben diesem Kopfe eine widerwärtige Eigenthümlichkeit.

Wie sie nun so ruhig schlummerten, diese Züge! noch so kurz — und sie blickten nach dem einen Auge der Ninna Lassave, dem Sterne dieses

unruhvollen Lebens, um Trost und Freude darin zu finden, während das Beil schon bereit war, das ihm in den Nacken fahren sollte. Einen Frank zahlte man, um alle Köpfe zu sehen; ich schenkte diesem Einen nur Aufmerksamkeit und entfloh aus dem dunkeln, mit Kerzen spärlich erleuchteten Zimmer.

Paris hat diesem Kopfe seine jetzige Ruhe zu danken; es ist gewiß, daß der Schauder, den die Höllenmaschine in den Gemüthern hervorrief, sie empfänglicher für die strengen Anordnungen machte, welche die dringende Gefahr hervorzurufen schien, und die noch immer fortbestehen.

Draußen war es sonnig; einer jener seltenen Lichtblicke, die mich — während ich in Paris war — erfreuten. Ich wollte sie benützen und ging den Boulevard hinab zu Daguerre's Diorama. Vor einigen Jahren habe ich einen schönen Morgen hier verlebt, den ich in meinem Pariser Album beschrieben. Wäre ich ein anderer Schriftsteller, als ich bin, so dürfte ich voraussetzen, Einer oder

der Andere in Deutschland erinnerte sich des Albums und jenes Morgens, der ein Frühstück bei Doguerre von mir getauft wurde. Es war eine himmlische Idee, jenes Frühstück.

Damals hatte Daguerre bei der Darstellung des Chamounithales zu Hülfsmitteln seine Zuflucht genommen, welche ihm die Künstler zum Vorwurf machten. Es war eine Vermischung von Täuschung und Wirklichkeit, die den besten Eindruck hervorzubringen im Stande war; wirkliche Bäume, wirkliche Mauersteine mit Mehl statt des Schnees bestreut, vorn eine gebaute Hütte, Geräthschaften aller Art, eine lebendige, meckernde Ziege, und dann das trefflich ausgeführte Gemälde, so daß Niemand anzugeben vermochte, wo die Wirklichkeit aufhöre und die Täuschung beginne. Man warf ihm mit vollem Rechte ein: daß dies keine Malerei mehr zu nennen sei; er aber erwiderte darauf: seine eigentliche Aufgabe sei die größte Täuschung in der Nachahmung

der Wirklichkeit, und es sei ihm gleich, wie er zu diesem Resultate gelange.

Jetzt ist er davon zurückgekommen. Ich sah abermals eine Schweizergegend, allein ohne alle jene Hülfsmittel. Es war das Thal von Goldau, vor dem Bergsturze. Vor uns das friedliche Dörfchen, von nahen und fernen Gehöften und Meiereien umgeben, der See, der Wildbach, der Rigi, der Roßberg, die fernen Gletscher, ein heiterer Himmel! Alles im höchsten Grade natürlich nachgeahmt; wir vermeinen, nur einen Schritt vorwärts thun zu müssen, um uns in der lieblichsten Schweizergegend zu befinden, deren reine Luft uns erquickend anweht. Wir sehen auf viele Stunden weit in die schönste Schöpfung Gottes, und vergessen ganz, daß wir uns in einem kleinen Hause des Boulevards, in einem nur mäßigen Saale befinden. Nach und nach verfinstert sich das Bild, in dem dunkeln Hintergrund leuchten Blitze, die bald stärker werden; rechts senkt sich der Gipfel des Berges; ein halber Schein erhellt

die Scene; ein gräulicher Tag erlaubt uns nun, die Gegenstände wieder wahrzunehmen; Goldau ist verschwunden; der See ist ausgetreten; der Wildbach tobt und schäumt; große Felsentrümmer füllen den Abhang und einen Theil des Thales, aus dem im Vordergrunde, wie durch ein Wunder gerettet, die freundliche Hütte, mit Weinlaub umzogen, noch hervorragt, während dicht daneben Alles in Schutt und Graus begraben liegt. Diese ganze Verwandlung geschieht blos durch die Beleuchtung, die jetzt nach und nach wieder in den hellen, freundlichen Tag übergeht, und uns Goldau, die Gehöfte, den See, das Bächlein, den Berg im schönsten Lichte und im beruhigendsten Zustande zeigt. Dies konnte nur Daguerre's Meisterhand. Das arme Goldau aber erstand nicht wieder und liegt für ewig unter Trümmern des Berges begraben. —

Als ich mich von hier zu dem andern Ende des Saales begab, war ich — der ich doch an diese Täuschungen gewöhnt bin — im ersten

Augenblicke der Meinung, ich sei irre gegangen und trete in einen gothischen Gang, bis ich im Hintergrunde Kanzel und Altar entdeckte, und nun mich erst darin zurecht fand, daß ich abermals ein Daguerre'sches Bild vor mir habe.

Es war das Schiff einer Kirche; Gemälde an den Pfeilern und Seitenaltären; der Hochaltar; die Kanzel; ein Dämmerlicht im ganzen Raume verbreitet; durch die obern Seitenfenster fällt ein bläulicher Tagesschein auf die Emporkirchen; die Glasgemälde des Chors strahlen im hellsten Glanze. Bald wird es draußen dunkler, lange tiefe Schatten werfen sich in die Gänge; das Gewölbe verschwimmt in Grau; die Pracht der Glasmalereien erlischt. Sieh da! ganz hinten im Chore verbreitet sich ein matter Schein; die Kerzen und die Lampen am Hochaltare werden angezündet, es wird immer heller; bald schimmert Alles dort unten in mährchenhafter Pracht; die ganze Kirche füllt sich mit Betenden; knieende Gruppen; neue kommen hinzu; der messelesende Priester, die

Ministranten, Alles wird von dem künstlichen Lichte der Kerzen und Lampen bestrahlt, nur hoch oben — seitwärts — bricht noch ein matter grauer Schein und läßt die vordern Emporkirchen sich grell von dem Uebrigen abscheiden, da dorthin die Beleuchtung des Chores nicht wirken kann. Eine Wahrheit, eine Treue, die man nur anstaunen kann!

Auch diese Verwandlung zeigt sich auf einer und derselben Leinwand, blos durch die Wirkung des durchscheinenden Lichtes; es ist durchaus hier von keiner materiellen Verwandlung die Rede, wie solche auf dem Theater statt findet. Dies Gemälde macht einen noch wunderbareren Eindruck als das frühere, und ich verließ das Diorama mit einem so heitern Gefühle, daß mein Abenteuer bei den Wachsköpfen gänzlich aus meinem Gemüthe verwischt war, und ich mit sorgloser Ruhe mich zu dem nahen bürgerlichen Restaurant Deffieux setzte, um mich an den frischesten Austern zu erlaben, die mir jemals in Paris vorgesetzt

wurden. Ich nenne Deffieux den bürgerlichen Restaurant, weil vorzugsweise die Mittelclasse hier ihre Corpsdiners und Hochzeitmahle hält; aber diese Leute suchen das Solide.

5.

Ich wollte Rossini besuchen, der einige Wochen schon das Zimmer hütete, und im Vorbeigehen mir ein Billet zu der neuen Oper von Mercadante „**I Briganti**“ lösen, die für uns Deutsche eine doppelte Anziehungskraft ausübte, da sie bekanntlich den Räubern von Schiller nachgebildet ist; der Librettoverfertiger, Herr Crescini, nennt sein Werk sehr stolz „**Melodramma Serio in tre parti.**“

Allein wie man bei diesen neuen Vorstellungen nur durch Protection zu einem Billet gelangen kann — es war bei den Hugenotten der gleiche Fall gewesen — indem die Plätze immer schon auf viele Wochen vorausbestellt sind, so

mußte auch hier mein wackerer Freund, der vor wenigen Wochen in München gestorbene Santini, Rath schaffen, der mir für zwölf Franken einen Sperrsitz hinter dem Orchester besorgte, indem ich sonst gleich den andern Armen mit leeren Händen hätte abziehen müssen. Obgleich der gewöhnliche Preis eines solchen Billets nur sieben Franken beträgt, so gab ich doch mit Freuden fast das Doppelte dafür hin, um nur die Oper zu hören zu bekommen, denn sie wurde nach diesem Abende in dieser Saison nur noch einmal gegeben, und das war zum Vortheil Tamburini's, und hierzu ein Billet zu erlangen durfte sich ein armer Erdensohn meines Gewichtes nicht einfallen lassen.

Mit meinem beglückenden Billet in der Tasche stieg ich die sechs Treppen in dem Theater des italiens hinauf, bis zu dem engen, langen Gang, der nach dem Appartement des großen Maestro führt. Der Bediente sagte mir, daß er noch nicht zu sprechen sei, er läge leidend im Bette,

ich könnte aber nach drei Uhr zu jeder Stunde wieder kommen, da er sicher nicht ausginge und den ganzen Tag empfangen würde.

Eine sauere Mühe, sechs Treppen vergebens hinaufgestiegen zu sein; allein was war zu thun? ich mußte mich fügen.

Es ist eine Marotte Rossini's, hier zu wohnen; daß er es aus Geiz thue, kann ich nicht glauben; vielleicht geschieht es, um anzudeuten, daß er auf dem Gipfel des italienischen Theaters throne; denn dies ist in der That sein Platz.

Ich ließ mich die Mühe nicht verdrießen, wiederzukommen. Der Maestro war bereits aufgestanden und saß in einem braunseidenen Schlafrock, der mit hellrother Seide gefüttert war, auf dem Divan, vor dem eine spanische Wand stand um den Zugwind von ihm abzuhalten. Das Gemach war sehr einfach möblirt; von Musik, Instrumenten und Noten war nicht das Geringste zu erblicken. Auf einem Tische, der im Winkel stand, lagen einige Bücher und Journale. Ob-

gleich noch im Schlafrocke, hatte Rossini doch schon die übrige Toilette vollendet. Seine Perücke war aufgesetzt, sein Bart, der rings um das Kinn läuft, sorgfältig gekämmt.

Seine Corpulenz hatte abgenommen und das Gesicht war mager geworden, wodurch die Nase bedeutender hervortrat. Die Züge waren noch immer angenehm und das ganze Wesen des Meisters fein und einnehmend. Rossini ist noch immer eine höchst liebenswürdige Erscheinung.

Er erkundigte sich nach dem Zustande der Musik in Deutschland; er sprach von seinem Aufenthalte in Wien; seitdem hatte er wenig mehr von uns erfahren. Er gedachte seiner Relationen mit dem Kapellmeister Weigl, und lobte die große Zuvorkommenheit desselben. Er habe ihn immer nur von Gewaltschritten zurückhalten müssen, sagte er, zu welchen ihn der übergroße Eifer hingerissen. Er wollte keinen sonst tauglichen Musiker um das Brod bringen, der vielleicht nicht ganz für die neue Ordnung der Dinge

paßte, aber Weigl sei stets damit bald fertig gewesen. Wien habe einen schönen Eindruck auf ihn gemacht, und er bedauerte es sehr, nicht auch andere deutsche Hauptstädte kennen gelernt zu haben. Ich sprach ihn vor seiner Reise nach Frankfurt, wo er jedoch nur einen sehr vorübergehenden Aufenthalt machte. Er fragte angelegentlich nach Spontini, und wunderte sich über das, was ich ihm von der Agnes von Hohenstaufen mittheilte, die, wie die Sage geht, nun endlich vollendet werden soll. Es klang ihm wie ein Mährchen. Von Mendelssohn-Bartholdy wußte er gar nichts; der Name war ihm ganz fremd, obgleich doch Mendelssohn längere Zeit in Paris gelebt hat. Bei dem verschiedenen Streben Beider schien es mir natürlich, daß der Jüngere den Aelteren nicht aufgesucht hat, und eben so natürlich, daß die Schmeichler und Günstlinge, die Rossini umgeben, ihm nie den Namen des deutschen Meisters genannt haben, der vielleicht auch nicht einmal ihre Aufmerksamkeit er-

regte. Nach dem, was ich mit unverholener Liebe ihm von Mendelssohn sagte, diesem würdigen Nachfolger Beethovens, war er höchlich überrascht und hatte abermals etwas zu bedauern. Ich zweifle jedoch, daß er trotz dieses Bedauerns sich Mendelssohns Compositionen wird haben bringen lassen, um das Versäumte nachzuholen. Es sollte mich indeß freuen, wenn ich mich darin täuschte. Von den Hugenotten schien Rossini entzückt; ich nehme, was er mir darüber sagte, gern für Wahrheit; es ist ausgemacht, daß er größer ist, als seine Nachahmer und seine Sänger; er weiß gewiß auch diese Musik zu schätzen

Als ich ihm von den neuen Meisterwerken sprach, die seine Verehrer mit solcher Sehnsucht von ihm erwarteten, und die von ihm nur so lange zurückgehalten werden sollen, bis sein bekannter Proceß mit der Académie royale de musique entschieden sein würde, lächelte er bitter.

„Meine Meisterwerke, wie Sie sie zu nennen belieben," erwiderte er, „sind fertig in meinem

Kopfe, aber aufgeschrieben ist noch keine Note, und der Text fehlt auch noch dazu.“

Ich glaube, daß wir von ihm nichts mehr für die Bühne zu hoffen haben. Die Triumphe Auber's und Meyerbeer's regten ihn an, den Wilhelm Tell, in einem für ihn neuen Genre, zu schreiben; es sollte das erste- und letztemal sein, daß er sich in diesen Wettkampf einließ. Die Wahrheit zu gestehen, hat der Tell in Paris nichts gemacht; wenigstens nichts im Vergleich mit der Stummen und dem Robert. Grund genug für einen Mann wie Rossini, sich gemächlich auf seine Lorbeeren zu strecken. Er ist reich und hat Ruhm genug für's Leben; warum hier noch irgend etwas auf's Spiel setzen? so denkt der alternde Italiener, und nichts vermag ihn aus seinem far niente zu rütteln. Ein deutscher Meister mit seinem Drang zum Schaffen mit seiner Kunstliebe u. s. w. würde allerdings nicht widerstehen, hätte er so mächtige Aufforderungen, wie Meister Joachim von Pesaro, und stünde

ihm eine Scene zu Gebot, wie das théâtre italien zu Paris.

Um seine Gleichgültigkeit selbst in das hellste Licht zu setzen, führte der italienische Egoist Webers Beispiel an. „Ich sagte ihm," sprach Rossini, „als er nach London gehen wollte, er möge zu Hause bleiben. Mein Gott! wie sah der Mann aus! so bleich, so elend, er konnte fast nicht mehr gehen! und als er nicht hören wollte, bat ich ihn wenigstens, sich ruhig zu verhalten, nicht selbst zu dirigiren, um sich zu schonen; wer that das sonst wohl nicht gern? aber wenn die Kräfte nachlassen, ist es Pflicht, vorsichtig zu sein. Wer nicht folgte, war Weber, und sein trauriger Tod blieb nicht aus. Ich verwunderte mich nicht, als ich es hörte, denn ich sah sein Schicksal voraus!" —

Rossini bereitete sich vor, eine Reise nach Italien zu machen. Zuerst in sein schönes Haus zu Bologna, das die Scale in Gold als Inschrift trägt, und wo seine Frau nach langer Tren-

nung ihn erwartet; Signora Colbran, die einst so berühmte Sängerin, für die er alle seine Mezzo-Sopranparthien schrieb. Dann wollte er sich nach Neapel wenden. Er hat viele Kirchenkompositionen im Portefeuille, womit er seine frommen Landsleute erquicken will.

Beim Fortgehen machte mir der artige Meister ein Compliment über meine Schriftstellerei; er beneidete mich darum, wie er sagte, daß ich überall das Merkwürdige und Schöne aufsuche, um dann meine Landsleute davon in Kenntniß zu setzen. Ich wunderte mich nicht wenig darüber, daß ein Freund ihm das in den Mund gelegt, denn Rossini war hieran unschuldig.

Der Musikhändler Troupenas und der junge Hiller waren gegenwärtig; der Letztere gehört zu Rossini's besten Freunden und feurigsten Anhängern.

6.

Heute war ich bei Scribe; er hat sich ein schönes Haus in der Chaussée d'Antin gebaut, dem Quartier der Geld-Aristokratie, zu welcher er ohne Widerspruch gehört, denn er hat hunderttausend Franken Einkünfte. Er ist der reichste Schriftsteller in Paris.

Ich trat in ein sehr kleines Cabinet, wo ich Scribe von einigen seiner Mitarbeiter umgeben antraf. Sie sahen nicht so aus, als wenn sie hunderttausend Franken zu verzehren hätten. Der Eine von ihnen, Brazier, ein Mann in den Fünfzigen, groß und stark, wie ein wohlhabender Handwerksmann in Deutschland gekleidet; der Andere, ich glaube Dupont, jünger, mager, große Nase, von markirtem Aussehen, in modischerem Anzuge. Scribe ist fünfzig Jahre alt; er hatte einen Schlafrock an, der nicht eben elegant zu nennen war; sein schwarzes Haar ist bereits stark

mit weißem untermischt, das Gesicht zeigt wenig den Franzosen. Die Augen allein sind darin ausgezeichnet; sie liegen tief und zeigen Geist und Feuer an. Ein dicker, kurzer Backenbart, der nur bis zur Hälfte der Wangen reicht, und sich schnurgerade am Ohre herunterzieht — eine Zierde, wie sie längst von der Mode abgeschafft wurde — trägt dazu bei, ihm den Charakter eines modernen Parisers zu rauben. Ein kleiner Tisch war mit einem Damenschreibzeug und einigen Heften feinen Papiers belegt, und ein paar Wandschränke zeigten Schubladen, worauf die Worte zu lesen waren: Neue Plane; fertige Stücke; angefangene Stücke; detaschirte Scenen; bereits vorgelesene Stücke; angenommene Stücke; Opernstoffe; zurückgenommene Stücke, u. s. w. Kurz man sah, daß das Waarenlager gut assortirt und in Ordnung war.

Er wußte, daß er in der ganzen civilisirten Welt die Bühne beherrsche, und daß Raupach gegen ihn nur ein Zwerg genannt werden könnte;

daß er in Petersburg und in Neu-Orleans, in Deutschland und auf den Theatern Italiens die Leute entzücke und weinen und lachen mache, während Raupach doch so eigentlich nur in Berlin die Honneurs der Scene fast einzig und allein über sich genommen hat. In der That wußte er es noch nicht, allein ich sagte es ihm und erzählte ihm zugleich von unsern andern dramatischen Dichtern der leichtern Gattung, und die hatte ich bald aufgezählt; ich fing mit Bauernfeld an und hörte mit Töpfer auf, und ließ die Uebrigen des Alphabets aus guten Gründen aus dem Spiele. Für das Melodrama nannte ich Madame Birch-Pfeifer, für die Tragödie einige große Geister, von denen man keine Stücke zu sehen bekommt, und für die nationelle Posse den großen Verfasser des Lumpacivagabundus. Er pries uns dieser Armuth wegen glücklich und meinte, da müßte es einem tüchtigen Manne leicht werden, sich auf den ersten Platz zu schwingen und Alles zu unterjochen: Bühnen, Intendanten, Publikum und

die vorhandenen kleinen Lichter, die ihr schwaches Talent bis jetzt zu Markte brachten. Er fabelte so etwas hin von einem dramatischen Napoleon, und gab ganz unverholen zu erkennen: „ich sollte nur über Euch kommen!“ und schien naiv zu meinen: „ich wollte das Ganze in Pacht nehmen, seht nur! der dort, der durchaus nichts erfinden kann, dessen Fabel immer seicht und abgenützt erscheint, dem sogar die freie Anschauung ganz gewöhnlicher Verhältnisse des Lebens abgeht und der sich abmüht und kreist, und endlich etwas zur Welt bringt, was außer einigem modernen Geschwätz kein Lebenszeichen an sich trägt, der müßte mir zinsbar werden; ich würde ihn benutzen, mir die Bedientenscenen und einige Lückenbüßer 'einzuflicken; jene, welche der Trivialität einen gleißenden Mantel von burleskem Witze umhängten, um sich rohe Lacher zu gewinnen, oder deren ganze Stärke darin besteht, die Misere zu zeichnen, die sich in unsern Salons umhertreibt, bedeutung- und farblos, die Zweideutig-

keiten jungen Mädchen in den Mund legen oder trockene Spässe ersinnen, wie sie der Pantomimenmeister nicht mehr gebrauchen kann, müssen gezügelt, gefesselt, und dann und wann losgelassen werden, um hier und da eine untergeordnete Parthie zu verarbeiten; kurz Alle müßten mir dienst- und zinsbar werden, und ich wollte Euch zeigen, was sich auf solche Weise leisten läßt." —

Aufrichtig gestanden: er sagte das nicht so eigentlich, aber ich dachte es mir, als ich ihn mit seinem Collaboratoren sprechen hörte, über ihre gemeinsamen Ideen, die gestern in der Sitzung des Comité's der dramatischen Schriftsteller verhandelt worden waren; Interessen, wobei es sich um **700,000** Franken handelte, woran Victor Hugo und Delavigne, sowie der letzte Schriftsteller des letzten Theaters des Tempelboulevards wenn auch nicht zu gleichen Theilen, doch gleich betheiligt waren.

Ich lächelte still und antwortete, auch in Gedanken, versteht sich: Sieh, guter Scribe, du hast gut sprechen. Das geht bei uns nicht an. Wir lösen einen Gewerbschein bei dieser oder jener Bühne, und dürfen dann schriftstellern; von Monopol ist gar nicht die Rede bei uns; der Mann sollte einmal kommen, der Alles seinem Zwecke unterordnen wollte; und wärest du's, du setztest es nicht durch. Die Sache ist bei uns zu leicht; ich will dir das erklären; ihr habt keinen Begriff davon! Französisch kann bei uns ein Jeder. Die Jungen lernen französisch wegen der bald zu erhoffenden Weltliteratur, von der ihr noch keine Ahnung habt; die Alten lernten französich wegen der ehemaligen Weltherrschaft unter eurem Napoleon; sie wollten angestellt sein und es weit bringen und mit queraufgesetztem Hute und gesticktem Kragen in ihrer Geburtsstadt herumlaufen und für Franzosen gelten. Da jene Weltherrschaft aber schon vorüber ist und wohl nicht so bald wiederkehren wird, und es mit der Welt-

literatur wohl auch noch ein Veilchen dauern kann, sie aber nun doch einmal ihr Französisch nicht als todtes Capital wollen liegen lassen, so übersetzen sie, was das Zeug halten will; jung und alt, gut und schlecht; wir bekommen Alles, was ihr bekommt, und wir machen oft viel Wesens von dem, was ihr nur vorübergehend belächelt. Jede Stadt hat ihre Uebersetzer, und das sind unsere Theaterdichter; unsere Scribe à bon marché, würdet ihr sagen! Ich sage dir aber, daß das ein recht erbärmliches, trostloses Treiben ist; wir sind unserer 40 Millionen, lauter deutsches, gesundes Kernvolk, und wenn wir unsere Gebildeten und Grundgescheidten auf einen Haufen zusammenkehren wollten, wie ihr in eurer guten Stadt Paris, so kämen bei Weitem mehr als 800,000 heraus! und diese weit verbreitete, ungeheure Intelligenz muß sich mit dem Abhub von eurer Tafel begnügen; ich sage Abhub, weil das Beste davon oft nicht einmal für uns genießbar ist, und weil die Sudelköche es nicht ge-

nießbar zu machen verstehen; und das ist bestimmt, uns zu ergötzen, daraus sollen wir Vergnügen schöpfen, wir, die wir oft gar nichts haben in unsern kleinen Städtchen, wenn der lange Winter da ist, und unsere schöne Natur schläft, als das Theater, zu dem unsere Fürsten mit Großmuth beisteuern, um den armen geplagten Beamten, den im langen Frieden gelangweilten Offizieren, den guten fleißigen Bürgern, einen Genuß zu gewähren. Ich sage dir, es ist betrübt und verdrießlich, aber es wird doch nicht anders, und selbst du würdest nichts ausrichten, wenn du auch deutsch lerntest, um Originalstücke zu liefern. Gott besser's!

Der Leser möge mir verzeihen, daß ich ihn mit diesen Phantasien hier unterhalte, allein es kann ihn nicht wundern, daß sie mir in Scribe's Cabinet anwandelten. Sie führten mich weiter; ich blickte in die Gluth des Kamins und war in Sinnen verloren. Das kleine Zimmer ward plötzlich gedrängt voll. Sind das Scribe's Mitar-

weiter? fragte ich mich. „Ja wohl!“ scholl es von allen Seiten auf deutsch. Ich sah den kleinen Angely sich mit Purzelbäumen durch den Haufen drängen; den ernsteren Theodor Hell, den eleganten, aristokratischen Kurländer, den bühnenkundigen Koch, wie er jetzt nur stets genannt wird, und das Heer von Schauspielern, die selbst Hand an's Werk legen, um gute Rollen für sich zu erwischen, und George Harrys und noch viele Andere, und sie schrien durcheinander: meine Adele! mein Selbstmörder! meine Clementine! meine Wahnsinnige! meine Vernunftheirath! meine Yelva! und Scribe zog sich lächelnd zurück; als sie aber auf den Schrank zustürzten, worin die fertigen, vorgelesenen und bereits angenommenen Stücke liegen, da trat er schnell vor, klopfte sie derb auf die Finger und der Spuck war verschwunden und ich saß dem feinblickenden Scribe allein gegenüber, der mich aufmerksam betrachtete.

„Vous êtes reveur!“ sprach er, „comme tous vos compatriotes!“

Ich sagte ihm, was ich in der Eile geträumt hatte. —

Ich wünschte einigen Aufschluß über sein Verhältniß zu seinen Mitarbeitern zu haben. Er gab es mir.

Im Anfange, als sein Name noch nicht jene große Celebrität hatte, schuf er seine Vaudevilles gleich den andern Theaterdichtern. Die Stoffe wurden gemeinsam verabredet, im Estaminet, beim Billard, wo es sonst sein mochte, und dann theilte man sich in die Ausführung; Jeder nahm, wofür er sich das Zeug zutraute. Der Antheil am Gewinn war in diesen Fällen gleich, sowie der Antheil an der Arbeit es gewesen. Bald aber nahm Scribe's Ruhm so zu, daß er, theils um ihn für die Dauer zu sichern, theils um auch seinen pecuniären Vortheil unabhängiger zu erhalten, eine andere Art und Weise einführte. Er kannte seine Kraft, die besonders im Dialoge

und in der Ausmalung der Einzelnheiten bestand. Diese wollte er ihrem ganzen Umfange nach in Ausübung setzen. Er stellte es daher denen unter seinen bisherigen Mitarbeitern anheim, die besonders geschickt im Erfinden der Plane waren, ihm diesen anzugeben, und führte dann das Uebrige allein aus. So sind seine besten Stücke entstanden. Andere jedoch, und besonders die aus seiner letzten Zeit, die Operntexte, die Stücke, die dem Bereiche der höhern Komödie angehören, haben ihn nur allein zum Verfasser. Er suchte sich immer mehr und mehr von dem Einflusse seiner Mitarbeiter zu emancipiren, von denen hingegen Einige nun auch mit Glück ihren eigenen Weg allein gemacht haben, wie Bayard und Melesville, die früher mit Scribe eine bekannte und beliebte Firma bildeten.

— — Das kleine Cabinet Scribe's glich vollkommen dem eines Geschäftsmannes; man brachte Pakete, man holte andere, es kamen Leute, die mit ihm von Theaterangelegenheiten

sprachen, es blieb keinen Augenblick ruhig. Er kann nur in den frühesten Morgenstunden arbeiten; nie jedoch mehr als drei Stunden täglich; ist diese Zeit verstrichen, dann ist er für Jeden zu sprechen.

Scribe bezieht von seinem Vermögen sechzigtausend Franken und verdient jährlich durch neue Arbeiten und die Tantième seiner älteren Stücke noch vierzigtausend Franken dazu. Er hat bereits ein paar Töchter mit reicher Aussteuer verheirathet. Er selbst war nie verheirathet, obgleich er in einem innigen Verhältnisse mit einer Dame lebt, die in der Gesellschaft seinen Namen führt. Es ist seltsam, daß diese Verbindungen so häufig in Paris sind, da doch nichts erforderlich wäre, als eine Fahrt zu dem Maire des Arondissements, um eine vollständige Ehe, nach bester Form, daraus zu bilden.

Das schlechte Wetter verhinderte mich, einer Einladung auf die glänzende Villa des Dichters Folge zu leisten; und meine beschränkte Zeit er=

laubte mir nicht, ein günstigeres hierzu abzuwarten.

7.

Ich besuchte den Salon. Es ist so viel in deutschen und französischen Blättern, in ausführlichen Artikeln und in seichtem Kunstgeschwätz darüber verlautbart worden, daß Alle, die sich dafür näher interessiren, hinlänglich darüber au fait gesetzt sind. Ich will und kann nur oberflächlich sein und die Eindrücke schildern, die ich hier empfing. Es ist Sitte, die Ausstellung der Werke lebender Künstler, wie man in Paris zu sagen pflegt, obgleich in diesem Jahre leider Einer der Ersten — Robert — nicht mehr darunter zu zählen ist, in der Gallerie des Louvre stattfinden zu lassen, die alten Meisterwerke mit grüner Leinwand zu verhängen, und hierauf dann die neuern Werke zu befestigen. Für den Fremden, der während dieser Zeit in Paris ist, wird es dann unmöglich,

die berühmten Schätze des Museums in Augenschein zu nehmen. Was noch mehr ist, selbst die Antiken werden nicht gezeigt; eine Schranke hindert den Eintritt in die Hallen. „Die Herren Künstler lieben es nicht, daß man während der Ausstellung der neuern Bildwerke die der alten besuche," so spricht der Portier, dem man die Stöcke und Regenschirme unten beim Eingang aufzuheben gibt. Obgleich ich die Pariser Kunstschätze gehörig kenne, so bedauerte ich es doch recht sehr, ihnen diesmal meinen ehrfurchtsvollen Gruß nicht abstatten zu können.

Nach meiner Gewohnheit durcheilte ich zuerst ein paar Mal die Säle, ehe ich mich von diesem oder jenem Gemälde anziehen ließ. War dies einmal geschehen, so gehörte ich nur der stillen Andacht, der innersten Beschauung an, und alles Uebrige versank um mich. Das durfte aber nicht sein, wollte ich einen Total-Eindruck haben, wollte ich den Charakter der diesjährigen Ausstellung kennen lernen. Ich riß mich mit Gewalt fort

durch die langen Gänge, und meine Augen schweiften zu den über und neben mir schwebenden Gestalten — ich flog durch das Gedränge, denn ich hatte absichtlich zu den ersten Besuchen die Zeit gewählt, wo das Publikum zugelassen wird, um in der ruhigen Beschauung gestört zu werden, und überhaupt die Lust dazu nicht in mir aufkommen zu lassen. Ein ungeheurer Schwindel ergriff mich — die natürliche Folge — und ich war genöthigt, mich zu setzen und die Augen zu schließen.

Als ich sie öffnete und rings um mich blickte, fielen mir zuerst die vielen religiösen Gegenstände auf, welche die Maler in diesem Jahre gewählt hatten. Da war die Ungläubigkeit des Thomas, dort das Märterthum des heiligen Sebastian, hier eine Magdalena, dort ein jüngstes Gericht, eine heilige Familie, eine Flucht nach Aegypten, eine Ruhe, eine Himmelfahrt! Die Darstellungen aus dem Mittelalter, welche die Ausstellung von 1831 — von Heine so trefflich beschrieben — auszeich-

neten, waren bis auf wenige Spuren ganz verschwunden, und fast nichts Außerordentliches machte sich in diesem Wenigen bemerkbar. Die Ausstellungen der lebenden Maler tragen zu sehr den Stempel der Mode an sich, und vergleicht man sie unter einander, so sieht man recht, wie die Mode die Künstler schaukelt und hin und her wirft, bald hoch, bald niedrig; es ist übrigens wohl verzeihlich, daß die jetzt lebenden Künstler — größtentheils junge Leute — leben bleiben wollen, und daher jene Gegenstände ergreifen, die Liebhaber finden und sie leben lassen.

Delacroix, der politische Maler geschichtlicher Genrebilder, und andere ihm Verwandte waren zu Hause geblieben und hatten nichts geliefert.

Nächst den Bildern heiliger Geschichten waren es große Schlachten-Gemälde, die Horace Vernet auf Bestellung des Königs gemalt hat, welche den meisten Raum einnehmen; dann folgte das Heer gleichgültiger Gesichter, mit größerem oder geringerem Geschick von den Pariser Portraitisten

gemalt, die am meisten von der Ausstellung zu gewinnen hoffen; dazwischen hingen die landwirthschaftlichen Genrebilder, die Darstellungen interessanter Momente aus der neuern Zeitgeschichte, sinnige, gefühlvolle Schilderungen aus unserm Leben — Bilder, die zum Gemüthe sprechen — und nach meiner Ansicht die geschicktesten Maler gefunden haben.

Vor Allem ist die Gründlichkeit in der Zeichnung zu loben, welche der neuern französischen Schule nachzurühmen ist; eben so fertig ist sie mit Allem, was zur technischen Behandlung gehört; nur sehr wenige Gemälde sind mir aufgefallen, denen man in dieser Hinsicht den Vorwurf der Stümperhaftigkeit machen könnte.

Vor mir hing ein Bild von mäßiger Dimension. Es trug die Nummer **1849** und der Catalog nannte mir den Namen „Wauters.“ Ein Name, „so unbekannt meinen Ohren“ — es konnte hier von keiner Bestechung die Rede sein. Wie malt aber dieser Wauters! Der Gegenstand ist einfach,

unserm bürgerlichen Leben entnommen: Häscher nehmen einer armen Familie, die den Miethzins nicht zahlen kann, den überflüssigen Hausrath weg und setzen sie mit dem Nothdürftigsten, das die Gesetze den Unglücklichen nicht zu nehmen erlauben, auf die Straße. Wie gemein! hör' ich die von der hohen Kunst Erglühten sagen. „Es wird auf Rührung abgesehen sein!" fügen die milder Gestimmten hinzu. Hier ist aber nichts Gemeines; hier ist mehr als Rührung. Stunden lang könnte ich vor diesem Bilde sitzen und würde nicht müde, es anzuschauen. Wären nur die Häscher da, wie gewöhnliche Häscher sind, das Bild wäre in der That gemein zu nennen; wäre die Familie ein armes altes Weib, zerlumpte Kinder, ein hungerndes Elend, ein Mann — wie ein trauriger Bettler unserer Straßen — das Bild wäre gemein, aber es rührte uns doch; wie leicht hätte hier ein spießbürgerlicher Künstler irre geführt werden können. Ich kann mir eine Ausführung denken, wacker in gewissem Sinne, von unsern so

natürlichen Genremalern behandelt, und doch würde ich mich eben so unwillig davon weggewendet haben, als ich mich jetzt mächtig dazu hingezogen fühlte.

Die Familie trägt in ihrem tiefen Elend, in ihrer vollständigen Hülflosigkeit — denn kann es wohl eine größere geben, als mitten in einer reichen Stadt, mitten in der feinsten Civilisation, nicht einige Thaler für das Nothdürftigste erschwingen zu können? — den Stempel der Kraft, des Edlen, der Schönheit. Diese Familie ist wahrhaft unglücklich; hier waltet eine Macht, die sich geheimnißvoll unsern Blicken entzieht; die Ursache dieses Elends können wir blos mit dem Auge nicht aus diesem Bilde entziffern. Wie schön ist dieses Weib! welche Wahrheit! Welch ein Nacken! Titian hätte keinen schönern gemalt. Hier ist Wahrheit und Poesie Titians und Murillo's verschmolzen. Die Trostlosigkeit in der Haltung des Mannes vollendet den Eindruck. Ein zweites Bild desselben Malers ist eben so trefflich in der Ausführung; der Gegenstand steht jedoch dem eben

geschilderten weit nach. Es ist Marina, die Cortez peruanisch lehrt.

Ein artiges Gemälde — der Idee nach — ist die Schöne, die dem Löwen die Krallen beschneidet. Es ist von Camille Roqueplan.

Der Kopf eines betenden Mönchs von Laure zog meine Blicke bei jedem neuen Besuche wieder an. Wie er mit den starren Zügen, mit den weit geöffneten Augen zum Bilde hinausschaut! Es ist kein frommes Gebet; kein Gebet um Gnade und Erleuchtung. „Ich habe Dir die Freuden der Welt geopfert," scheint dieser Kopf zu sagen, „was wirst Du mir dafür zu Theil werden lassen?" Er wünschte noch Aufklärung hienieden zu erhalten, und da das Leben sich dem Ende mit raschen Schritten naht, so liegt eine dämmernde Verzweiflung in den Zügen.

Hier ist ein liebliches Bild; die Behandlung der Köpfe erinnert an die alten frommen Meister, an ihre kindliche Einfalt, womit sie die Züge der Menschen auffaßten und wiedergaben. Wie ahmten

sie hierin dem Schöpfer nach, der auch dem unbedeutendsten Wesen seine Eigenthümlichkeit verleiht! Es ist aber auch ein Deutscher, der dieses Bild gemalt hat; wenigstens ist der Name deutsch: Alexander Hesse. Ein Zug aus dem Leben Leonardo da Vinci's bildet den Stoff zu diesem Gemälde. Man liest im Vosari: „Wenn der Meister über den Platz ging, wo die Vögel verkauft werden, so zahlte er den dafür geforderten Preis, nahm sie selbst aus den Käfigen und gab ihnen die Freiheit wieder." Diesen Act hat der Maler nun mit jenem höheren Fleiße dargestellt, den ich oben mit wenigen Worten zu charakterisiren strebte.

D'Azeglio hatte einen öden, einsamen Gebirgspfad gemalt, auf dem so eben ein Mord verübt wurde. Schauerlich, aber dennoch anziehend. Auf der großen Leinwand nichts als kahle Höhen, Gestrüpp und eine breite Straße, die sich — eine Anhöhe hinan — nach dem Hintergrunde zieht. In der Mitte derselben liegt der Leichnam in seinem Blute. Im Hintergrunde sprengen zwei

Reiter einem dritten zu, der im Verstecke hält und die Bravi gedungen zu haben scheint.

Einen Namen traf ich hier, den ich von München her noch gut kannte. Es war der Norweger Fearnley. Er ist seiner Art treu geblieben; dieselbe Vorliebe für wilde Naturschönheiten, dieselbe kalte, etwas schroffe Behandlung, wenn gleich in der ganzen Auffassung die poetische Intention nicht zu verkennen ist. Der Grindelwaldgletscher ist in einer bewundernswerthen Ausführung vollendet: die weißen Spitzen, die bläulich-grünen Sprünge, die dunkelblauen Spalten, die schwarzen Schluchten, und nun welche Unzahl von Spitzen, Spalten, Sprüngen und Schluchten, und nichts Anderes auf dem ganzen Bilde, und doch nicht monoton. Es ist aber dennoch Schade um solchen Fleiß; das Bild gibt von dem Eindruck, den solch ein Gletscher macht, doch kein Bild, und ein schöner Gegenstand von der Kunst kann er nie genannt werden. Außerdem gab Fearnley noch eine Salzburger und eine norwegische Gegend.

Von Flandrin in Rom sah ich noch an diesem Tage: Virgil und Dante, den Seelen der Neidischen Trost spendend. Schöne, ausdrucksvolle Köpfe und dem Gegenstande angemessene ernste Färbung.

Von den gemalten Köpfen wandte ich mich jetzt weg zu zwei lebenden, lachenden Gesichtern, nicht eben den schönsten beizuzählen nach dem Sinne der Maler, aber würdige Gegenstände ihrer Kunst. Es war Heine, der die Bilder mit aufgesetzter Brille musterte und einen kleinen Menschen am Arm führte, der viel sprach, viel lachte und dabei stets auf so seltsame Weise sein Gesicht verzog, daß es während des Lachens zu einem ganz andern wurde.

„Ich habe Sie schon lange mit Ste. Beuve bekannt machen wollen,“ rief mir Heine zu, „allein das ist schwer zu bewerkstelligen. Er hat zwar wie jeder ordentliche Mensch seine Wohnung, dort ist er aber nie anzutreffen, und wo er eben

ist, weiß kein Mensch der Schöpfung; weder sein Verleger noch sonst Jemand!"

Ste. Beuve mag ungefähr dreißig Jahre alt sein; er ist vielleicht der erste Kritiker Frankreichs in diesem Augenblick und steht im größten Ansehen. Ein lebhaftes Gespräch entspann sich, während wir durch die langen Säle schritten, unsere Aufmerksamkeit ward darüber ganz von den Bildern abgelenkt.

Ich habe noch einige davon bei späteren Besuchen gesehen und mir Manches dabei gemerkt; eine folgende Tablette soll darüber berichten.

Wunderbar war es, daß ich Robert's Fischer, die Krone der Ausstellung, bis jetzt noch nicht gesehen hatte.

Sie waren unvortheilhaft gehängt.

8.

Fern ab vom lärmenden Getreibe der Stadt, mitten unter breiten, luftigen Straßen, die uns

nicht mehr das alte Paris vermuthen lassen, liegt die **Place royale**, von gleichförmigen, alterthümlichen Häusern umgeben, die auf Arkaden ruhen und roth angestrichen sind. Die spitzigen Erker mit Thurmfähnchen geziert, die gelbe Einfassung der Thüren- und Fenstersimse, Alles sieht uns hier überraschend fremdartig entgegen; wir sind im Marais, wo die stolze Aristokratie des großen Königs wohnte; hier war der **Faubourg St. Germain**, die **Chaussée d'Antin** unter Ludwig **XIV**. Noch jetzt wohnen Aristokraten hier; theils solche, die ihre angestammten, weiten und bequemen Hotels nicht verlassen wollen, theils andere, die mit einem mäßigen Einkommen in diesem wohlfeilen Viertel als große Herren residiren.

Das Marais hat einen eigenthümlichen Reiz für mich, und gern nähme ich hier, bei längerem Aufenthalte in Paris, meine Wohnung. Hier hat man schöne Bäume bei den Häusern; die Großen, die sich hier anbauten, fanden zu jener Zeit noch Raum genug, ihre Hotels mit Gärten

zu umgeben, fast so schön sie die Tuilerien und der Luxemburg haben. Und auch die **Place royale** hat in ihrer Mitte eine Statue von Bäumen umgeben.

In einem Winkel dieses Platzes wohnt Victor Hugo. Er, der so gern sich mit den Gestalten des Mittelalters umgibt, hat sich an der äußersten Gränze desselben niedergelassen, da, wo noch Pracht und Bequemlichkeit ihn anlockten. Denn tiefer in das Pariser Mittelalterliche vorzudringen, ist nicht anzurathen, man müßte sonst Geschmack daran finden, sich in dem Schmutz der Winkel der **Cité** und den daran stoßenden Gassen und Gäßchen, der **Cour des miracles** und in anderen solchen längst verschollenen Orten herumzutreiben. Es ist aber nicht wohl möglich, daß sich diesem Revier eine wohlorganisirte Nase auf hundert Schritte nähert.

Die breite Stiege führte uns zuerst in ein ziemlich leeres Zimmer, wo wir so lange verweilten, bis uns ein weiblicher Dienstbote gemel-

det hatte. Allem Anscheine nach war dies die Salle à manger. Ein Ding wie ein Schenktisch, worauf Gläser und eine ganze Reihe sogenannter Bowle's von blauem Glase standen, die den Franzosen unentbehrlich sind, bei uns aber noch nicht allgemeinen Eingang gefunden haben, schienen mir diese Bestimmung des Gemaches angedeutet zu haben. Das Mädchen kam zurück und sagte, wir möchten in den Salon treten, Herr Hugo würde bald erscheinen.

Der Salon war groß und weit, mit Hautelisse tapeziert, ein eben solcher Teppich lag auf dem Fußboden. Banquetten und alterthümliche Lehnstühle standen an den Wänden, dahinter lehnten Stücke alter Holzschnitzwerke, wie wir sie an Chorstühlen und Kanzeln des Mittelalters finden. An der breitesten Wand stand ein Divan auf Stufen und ein rothseidener Thronhimmel darüber gespannt, wie man es noch in den alten guten Häusern Spaniens und Italiens findet. Alles trug den Schein des Veralteten, selbst Verbliche-

nen; es war nicht traulich und heimlich — nicht wohnlich; solch ein Quartier ließ ich mir vorübergehend gefallen, und ich habe selbst wohl schon hie und da auf meinen Reisen gern meinen Wohnsitz auf Wochen dort aufgeschlagen, und kenne gar wohl die anmuthigen Gefühle, die uns dort beikömmen und überschleichen, allein immer möchte ich nicht darin hausen; es gibt augenblickliche Stimmungen, in welchen mich solch' eine Umgebung der Verzweiflung nahe brächte.

Hugo erschien bald. Das Portrait, das von ihm in Deutschland bekannt wurde, ist nur zum Theil getroffen. Ein neueres, das ich in der Ausstellung sah, wo er sitzend, seinen Sohn zwischen den Knien, abgebildet ist, schien mir ähnlicher, wenn gleich auch darin der Zug gutmüthiger Gleichgültigkeit fehlt, der Hugo's Kopfe einen starken deutschen Anstrich gibt. Man denke sich einen runden Mann von mittlerer Größe, im langen, schwarzen Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft; eine schmale, schwarze Halsbinde, aus

welcher ein starkes, rundes Kinn, mit einem guten Ansatz zum Doppelkinn, hervorquillt; ein bleiches, volles Gesicht, eine etwas spitze Nase, die sich unmerklich nach dem frischen Munde senkt, breite Backen, klare Augen, die fest auf ihren Gegenstand sich richten, über denen sich eine Erhöhung wölbt, die nur eine schwache Spur lichter Augenbraunen zeigt; die Haare, braun und glatt, sind aus der Stirne gestrichen und fallen dann von beiden Seiten auf die Schläfe nieder. Diese ganze Erscheinung zeigt sicherlich nichts von einem Franzosen.

Er sagte uns, nachdem wir die üblichen Anreden gewechselt hatten, daß sein Cabinet voll Gäste wäre, und daß es ihm daher angenehm sei, vorerst einen Augenblick nach Herzenslust hier allein zu plaudern. Wir setzten uns auf eines der vielen Sopha's, die umher standen, doch nicht unter den Thronhimmel, der wahrscheinlich für feierliche Audienzen bestimmt war.

Zuerst bedauerte Hugo sehr, nicht deutsch zu verstehen, um unsere Dichter in der Ursprache lesen zu können, auch habe ihn seine Unkenntniß unserer Sprache bis jetzt abgehalten, eine Reise in unser Land zu machen. Doch könne er dem Drange nicht mehr widerstehen, und hoffe noch einmal Berlin und Wien zu besuchen.

Ich wußte längst, daß er nicht ein Wort deutsch verstehe, und daß es nur eine kleine Koketterie von ihm ist, wenn er in seinen früheren Werken Motto's aus unsern Dichtern anführt. Leuchtet nicht schon aus seiner Wahl derselben hervor, daß er nicht das Geringste von unserer Literatur weiß? Müssen wir nicht lächeln, wenn wir in seinem Han d'Islande ganze Seiten mit Motto's angefüllt finden aus Lessing, Schiller, Goethe, und zum Schlusse eines mit der Unterschrift: „Adelheid von Wulfingen,“ jenem schlechtesten aller Kotzebue'schen Ritterstücke, aus seiner ersten Periode, wo er noch tief aus Esthland hervor die deutsche Gesellschaft mit bestraften

Gräueln und belohnter Tugend zu bessern gedachte; jener „Adelheid von Wulfingen oder Rache für Weiberraub," woran in Deutschland kein Mensch von Bildung mehr denkt!

Mit dem französischen Theater ist Hugo sehr unzufrieden. Das Elend unserer Theaterdichter trat mir hier recht grell wieder vor Augen. Er, von einem Theile seiner Landsleute vergöttert, von der Elite der französischen Künstler dargestellt, reich bezahlt für die Früchte seines Fleißes — und unzufrieden, klagend, mißmuthig, es nicht der Mühe werth achtend, unter solchen Verhältnissen das Theater zu berücksichtigen. Welch ein Dichterstolz muß diese Brust entflammen, welch' Gefühl von eigenem Werthe dieses Haupt erheben?

„Man raubt mir die Mittel, durch die Bühne zum Publikum zu gelangen," sagte er ungefähr. Das **théâtre français** ist zum Hoftheater gestempelt, man gibt dort nichts, was nicht in diesem Sinne geschrieben wird, und man verbannt mich davon."

So sprach Hugo während der unausgesetzten Darstellungen seines Angelo, den ich noch an demselben Abende aufführen sah. Ich will meine Einwände nicht hersetzen, die man sich leicht denken kann, und fahre in seinen Aeußerungen fort.

„Das théâtre der Porte St. Martin war sonst sehr zu berücksichtigen. Wir besitzen dort eine große tragische Schauspielerin in der Person der Dem. Georges, und ich habe oft meine Heldin für diese ungewöhnliche weibliche Individualität gewählt, aber man kann nicht immer einen weiblichen Husaren in die Stücke bringen. Ich habe Lucrèce Borgia und Marie Tudor geschrieben, allein am Ende verliert man Lust und Laune daran. Sonst fanden wir noch einen andern Reiz für dieses Theater zu dichten. Dort schuf der erste dramatische Künstler unserer Zeit seine Meisterrollen: Frederic Lemaitre. Jetzt hat ihn die Direction auf unbegreifliche Weise ziehen lassen, und er ist mit seiner gewaltigen Kraft in den kleinen, unanständigen Rahmen der Varieté ge-

kannt. Um Frederic ganz zu würdigen, muß man ihn als Robert Macaire gesehen haben; diese phantastische Schöpfung ist wohl das Außerordentlichste, was einem Schauspieler unserer Zeit gelungen ist. Es ist das Grauenerregendste, das sich denken läßt, und das dadurch poetisch wird, weil es das Unmögliche (l'impossible) ist. Wer nicht Robert Macaire gesehen hat, weiß nichts von der Kraft dieses Schauspielers. Und die Polizei war so dumm, dieses Stück, als den Sitten verderblich, zu verbieten. Es ist es aber nicht, weil Alles darin unmöglich ist, und dies macht es zu einem wahrhaft poetischen Kunstwerke. Nun haben wir Boccage; auch er ist ein Schauspieler von Talent und poetischer Kraft; allein seine Deklamation ist hohl und monoton, und sein Genie ist mit dem Frederics nicht zu vergleichen. Ich habe drei große Dramen im Kopfe, die ich alle noch diesen Sommer fertig brächte, wenn ich wüßte, wo ich damit hin sollte."

Ich machte ihm ein Compliment über seine große Fruchtbarkeit. Er sagte mir, daß er nie am Schreibtische arbeite, und eben deßhalb sich einer so ausgezeichneten Gesundheit erfreue. „Ich neutralisire die Anstrengungen des Geistes durch eine gänzliche Ermüdung des Körpers," sagte er, „ich gehe nämlich alle Tage weit, weit spazieren, und mache im Kopfe ganze Acte fertig, die ich dann schnell, sobald ich nach Hause gekommen bin, niederschreibe. So vergeht kein Tag, an dem ich nicht in meinem angefangenen Werke weiter gekommen wäre, und nicht zugleich meinem Körper die erforderliche Bewegung gemacht hätte."

Er bat mich, nachdem wir wohl ein Stündchen so geplaudert hatten, in das Cabinet zu treten und an seinem Frühstücke Theil zu nehmen. „Wir beschäftigen uns eben mit einem deutschen Werke," sagte er, „die Reisebilder ihres Landsmannes bilden den Gegenstand unserer Unterhaltung."

In dem nur mäßig großen Cabinet fand ich Madame Hugo, ein Paar Kinder und einige Herren um einen kleinen Tisch am Kamin sitzend und mit dem Frühstücke beschäftigt, rings umher saßen noch zum Theil sehr junge Leute, von romantischem Aussehen, das heißt, mit Anflug von Bart um das Kinn und langen, gescheitelten Dürershaaren. Hugo nöthigte uns zum Sitzen und bat um Erlaubniß, seine Eier schlürfen zu dürfen.

Das Cabinet war mit Gegenständen aller Art überfüllt. An den Wänden standen hohe, strotzende Bücherschränke, die bis zur Decke reichten, mit Vorhängen von alten, reichen, mit Silber durchwirkten Seidenstoffen, die malerisch zurückgeschlagen waren. Alte Waffen, kostbare Dolche, mittelalterliches Feuergewehr hie und da. Auf dem Kaminsimse, auf Tischen und Schränken standen alterthümliche Gefäße, kleine Figuren, Schlangen in Spiritus, wie bei einem Raritätenkrämer. Ueber dem Kamine ein herrliches Bild, die drei

Heren aus Macbeth vorstellend, wie sie durch die Luft streifend Duncans Heer heimkehren sehen, und auf dem Schreibtische stand Goethe's kleines Standbild im Ueberrocke.

Unser Gespräch nahm hier eine andere Wendung; es lenkte sich zuerst auf Heine's übersetzte Reisebilder, die auch im Französischen les **Reisebilder** heißen, wie man les **Lieder** und noch Anderes in neuester Zeit den Franzosen aufzudringen versucht hat, um das sie sich aber nicht viel kümmern. Die Reisebilder jedoch haben sich in Frankreich viele Freunde erworben und ihrem Verfasser einen großen Ruf verschafft, obgleich die herrlichen Lieder daraus weggelassen sind, die ihn zu unserem ersten Lyriker der Zeit erheben. „Wir lieben und schätzen Heine mehr als die Deutschen," wurde von einem der Anwesenden bemerkt. Allein ich suchte ihm diesen Wahn zu benehmen, indem ich ihm deutlich machte, daß das Verbot seiner Schriften keineswegs mit der Zuneigung oder Abneigung der Nation in Ver-

bindung stehe, und daß Heine stets ein großes Publikum hatte und haben wird, und daß seine Nordseelieder dem Eigenthümlichsten und dabei Deutschesten zu vergleichen seien, was jemals in Deutschland gedichtet worden, und ihm für immer seinen Ehrenplatz auf dem deutschen Parnaß anweisen müßten. Ich weiß nicht, wie mir diese Phrase nach altem Styl in den Mund kam, als ich mich des Modernsten unserer Lyriker diesen Fremden gegenüber anzunehmen berufen fand; es war ein prophetisches Gefühl, das mich ergriffen hatte, und das sich mir erst später erklärte, wo man Heine in der That einer papiernen Ehrenbezeugung am deutschen Musenberge für unwürdig erklären wollte.

Die Franzosen denken sich in der Regel Heine als Ausnahme von allen Deuschen, die sie einsylbig, trocken, unwitzig finden. Allein das Räthsel ist bald gelöst, wenn man bemerkt, daß Heine der französischen Sprache so mächtig ist, daß er seine Witze und Sarkasmen ohne Rückhalt spru-

deln lassen kann, wie in seiner Muttersprache. Dies ist nicht leicht, und jeder Andere, er mag noch so gut französisch sprechen, fühlt sich dem leichten Wortschwalle lebhafter französischer Unterhaltung gegenüber genirt. Ich sah mich gedrungen, dies den guten Franzosen zu erklären, damit sie nicht glaubten, wir könnten weder heiter noch lustig noch witzig sein. Zwar kommt das noch hinzu, daß unsere Vornehmen, die sich am besten der französischen Sprache in der Unterhaltung bedienen können, nicht eben einen besonders großen Verbrauch von Witz und Geist zu machen verstehen, und daß dieses die Franzosen in ihrer Meinung von unserm trockenen Ernst bestätigte.

Sobald Hugo sprach, bemerkte ich, daß die anwesenden jungen Leute besonders aufmerksam waren und mit den Blicken an seinem Munde hingen, wie Schüler, die auf einen hochgeliebten Lehrer hören. Sie sprachen während der Zeit, daß mein Besuch währte, fast kein Wort. Nur zwei ältere, die tapfer mitaßen, mischten sich zu-

weilen in's Gespräch. Dies sind die stets fertigen Kämpfer für Hugo's Ruhm, wenn es einem feindseligen Kritiker einfällt, ihn anzutasten, wie es nicht selten geschieht. Allein sie beobachten nicht immer die Defensive, sondern bilden auch mitunter den angreifenden Theil. So hatte erst kürzlich ein Kopf von untergeordneten Fähigkeiten, der einem gasconischen Edelmanne, Herrn Grenier de Cassagnac gehört, im Interesse Hugo's Alexander Dumas in dem **Journal des Debats** heftig angegriffen, welches diesen veranlaßte, einen kritischen Artikel im **Impartial** einrücken zu lassen. Schade, daß dieses Blatt in Paris nicht so verbreitet ist wie das vielgelesene **Debats**, allein der **Impartial** leiht sich am willigsten zu diesen Controversen her, wie schon sein Titel besagt.

Madame Hugo war, wie alle Pariserinnen, in Gegenwart eines fremden Mannes schweigsam und zurückhaltend. Man sollte es nicht glauben; es sieht für uns auf den ersten Blick wie Mangel an Weltbildung aus, und ist es auch in der

That, mit einer ziemlichen Dosis von Stolz gemischt, welcher der Frau des ersten Tragikers nun wohl eben so wenig ziemt als einer andern, die aber für den Tragiker immer nur sehr schmeichelhaft sein kann. Eine freundliche, geschäftige, deutsche Hausfrau, die es der Höflichkeit angemessen hält, ihre Gäste zu unterhalten, vor freundlichem Lächeln nie den Mund schließt, und es sich zur Sünde anrechnen würde, gegen das, was sie Höflichkeit nennt, zu verstoßen, würde vor einer solchen Französin zurückscheuchen. Und doch haben diese das Eigenthümliche, daß sie bei näherer Bekanntschaft immer liebenswürdiger werden, während unsere freundlich höflichen Frauen bald fad, oft zurückstoßend sind, wenn man sie überrascht und sie gerade nicht auf die Feiertagsmiene vorbereitet sind, die sie zum Empfange eines Fremden nöthig haben.

Mir scheint es sehr natürlich, gegen Fremde nicht allzufreundlich zu sein, und sehr weiblich, wenn man den Fremden kennen gelernt hat, ihn,

wenn er es verdient, zu schätzen, und es ihm durch zuvorkommende Liebenswürdigkeit zu zeigen. Auf welcher Seite ist hier nun die Wahrheit, und wo die Verstellung?

9.

Schillers Räuber mit Musik von Mercadante! Wer in Deutschland lacht nicht bei dem Gedanken! Und doch gibt es Leute, die dabei sehr ernst aussehen und uns das Lachen sehr übel nehmen würden; dies sind die italienischen Sänger, „les bouffes," wie die Franzosen sie nicht unrichtig benennen. Bis auf geringe Ausnahmen ist das Komische ihre Sphäre.

Der Mæstro Mercadante wurde über Hals und Kopf nach Paris verschrieben, als der liebliche Bellini kurz vor dem Beginne der Saison gestorben war. Er war so eilig von Novara, wo er sich eben aufhielt, nach Paris gereis't, um dem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten, daß er

Staats-
Bibliothek
Bamberg

den bestellten Operntext nicht abwarten konnte, und mit dessen Fabrikanten, dem bekannten Signor Felice Romani, die Abrede traf, ihm solchen so schnell als nur immer möglich nach Paris zu senden. Die Operntextfabrikanten in Italien gehören aber dort nicht zu den angesehensten Leuten, und solche machen sich wohl in den meisten Ländern nichts daraus, ihr Wort nicht zu halten; auch Romani that es, der Text kam nicht an. Die Saison begann, die Unternehmer wollten die dem Publikum versprochene neue Oper; Mercadante hatte sein Album voll der hübschesten Melodien, wozu er einstweilen die üblichen Worte: „Felicità und Amore, trema per lui, per te," oder dergleichen, wie sie fast in allen Opern vorkommen, sich gewählt, und wartete indessen frohen Muthes auf Romanis Text. Aber er blieb aus. Schon war die Hälfte der Saison zu Ende — und immer noch schwebte kein Libretto über die Alpen. Da mußte ernstlich daran gedacht werden, Rath zu schaffen.

Staats-Bibliothek Bamberg

In Paris lebte ein Dilettant, Namens Crescini, Inhaber eines hübschen Vermögens und einer schönen Frau, die bis jetzt zu ihrem Vergnügen Gesang trieb, und großer Freund der schönen Künste; der sah die Noth seines Landsmannes und beschloß, ihm hülfreiche Hand zu leisten. Er hatte keine Zeit, sich lange zu besinnen, und wie man oft in der Geschwindigkeit das Zunächstliegende übersieht, so geschah es auch ihm; er griff nach dem Entferntesten — griff über den Rhein — in's Herz von Deutschland — um zu den nichtssagenden welschen Melodien eine Unterlage zu finden; er nahm das schauerlich-gigantische Erstlingsgedicht Schillers, und riß und zerrte daran, und kneipte hier mit der Zange ab, schnitt dort mit der Scheere zu, formte und modelte so lange, bis es ihm gelungen war, aus dem deutschen Felsen eine französische Brioche zu machen, und dann nannte er diese Geschichte **I Briganti** und fühlte sich berufen, folgende Erklärung als

Vorrede dazu zu geben, die ich hier mit authentischer Treue übersetzen will.

„Der Stoff dieses Melodrama's ist — wie es der Titel genugsam anzeigt — aus der berühmten Tragödie Schillers gezogen, welche bei ihrem ersten Erscheinen einen so großen Enthusiasmus erregte. Der italienische Dichter glaubte, indem er diese Personen der Scene und dem Gesange anschmiegen wollte, einige Charaktere mäßigen zu müssen, ohne ihnen jedoch gänzlich ihre Physiognomien zu rauben. Diese Räuber (man höre!), welche in dem deutschen Drama als eine Bande von Bösewichtern, allen Lastern ergeben, dargestellt sind, erscheinen hier wie Männer, die sich jeder ungerechten Unterdrückung widersetzen, wie Freunde jener unschuldigen Unabhängigkeit, die keine Ordnung stört, kein Gesetz übertritt. Sie trotzen dem Unglück und spotten der Gefahr; der schwarze Anblick der Nacht, das Schweigen der Wälder, ein stürmischer Himmel, die Natur mit ihren geheimnißvollen Schrecknissen

sagen ihrem Geiste zu und entsprechen ihrer Neigung. Die andern Charaktere bedürfen keiner Erklärung. — Ich hätte einer Thatsache aus der französischen Geschichte oder der meines Vaterlandes gern den Vorzug gegeben, dessen Ruhm und Unglück der Poesie so reichen Stoff bietet; aber die Kürze der Zeit und die Wahl, die bereits Andere getroffen hatten, bestimmten mich zu diesem Gegenstande. Wenn es mir geglückt ist, durch die Behandlung des Stoffes den Talenten, nämlich dem, welches die Musik schreiben wird, und denen, die sie ausführen sollen, ein schickliches Thema geliefert zu haben, so werde ich mich für meine Arbeit reich belohnt fühlen. (Jo sarò ben pago di questa mia fatica.) Ich habe geglaubt, diese wenigen Worte dem Werke vorsetzen zu müssen; sie sind vielleicht für den Leser von keiner Bedeutung, sie waren aber desto wichtiger für den Schreiber.

Jacopo Crescini."

Es geht wenigstens hieraus hervor, daß Herr Crescini gewissenhafter zu Werke ging, als es üblich, und daß er sich auf eine dunkle Weise auch Rechenschaft über sein Beginnen zu geben wußte. Daß er dieses überhaupt that, verdient schon rühmliche Erwähnung, so wenig man auch sonst mit ihm einverstanden sein mag. Um einen oberflächlichen Begriff von dieser Bearbeitung der Räuber zu geben, genüge es, die Personen herzuschreiben.

Diese heißen:

Missimiliano, Conte di Moor, principe del Regno; Ermano, Corrado, suoi figli; Carlo und **Francesco** hatte sich nämlich der Componist verbeten, weil er das lange A in der zweiten Sylbe durchaus nicht entbehren konnte, um eine gute Oper über diesen Stoff zu schreiben; dafür blieb aber **Amalia d'Edelreich** unangetastet, da Amalia ganz gut zur Musik paßt und „Edelreich", dieser den Italienern so barbarisch klingende Name, nicht gesungen wird; **Teresa, confidente**

di Amelia, ist eine Geburt Crescini's, womit er das Stück bereicherte; Bertrando, Solitario, ebenfalls eine Schöpfung des Bearbeiters, denn man denke hier nicht etwa an den Pater Moser oder sonst dergleichen; endlich lesen wir noch Rollero, amico di Ermano, unter den Personen, der aber von seinem Urbilde auch nicht den leisesten Zug an sich trägt.

Wenn wir jedoch nun den Scherz bei Seite setzen wollen, so läßt sich unläugbar schon aus diesem Cannevas darthun, daß Herr Crescini für seinen Zweck geschickt zu Werke ging. Diese Vereinfachung der Handlung, diese Zusammenziehung des Personals waren nothwendig, wenn nun einmal Schillers Tragödie in eine italienische Oper umgewandelt werden sollte. Und wahrlich hierin nur allein liegt das Abgeschmackte; das Uebrige, was als Folge von diesem damit vorgenommen wurde, ist größtentheils nicht zu tadeln. Ich will nun aber das Libretto auf sich beruhen lassen, und mich nach einer andern Seite wenden.

Mercadante's Musik hat bei uns nie Glück gemacht, und ich sage es auch dieser Oper voraus, wenn jemals ein Theater=Director in der Klemme den verzweifelten Entschluß fassen sollte, sie zu geben. Es ist eine nichtssagende Spielerei mit Tönen, dabei von aller Originalität entblößt, nichts weiter; weder Bellini's eigenthümlich sanfte Melodien, noch Donizetti's mächtige Orchester=Effecte werden hier angetroffen; Mercadante bleibt stets seicht und er wäre nicht zu ertragen, wenn ihm nicht italienische Kehlen ihre unvergleichliche Kunst liehen. Den Vortheil, der sich ihm hier bot, für die besten Stimmen Italiens zu schreiben, hat er gehörig ausgebeutet; er hat mit vielem Geschick und ziemlichem Geschmack Schwierigkeiten gehäuft, die jedoch für seine Virtuosen keine mehr waren. Dies ist ein Vorzug, wenn auch nur ein geringer, den man — um gerecht zu sein — anerkennen muß. Lablache und Julie Grisi zeigen sich als vollendete Künstler. Ihr großartiger, herrlicher Gesang wird von einem leidenschaft=

lichen Spiele unterstützt; besonders wäre das Spiel, welches die Grisi in einigen Scenen der Oper entfaltet, so mancher deutschen Amalia von Edelreich zu wünschen; dazu die köstliche Stimme, die reizende Gestalt, der ausdrucksvollste Kopf, den man sich denken kann. Im Schmerze und in der Trauer ist sie wahrhaft schön, ein so künstlerisch schönes Bild, wie uns das Theater selten eines zeigt! Lablache hat im dritten Acte seine Höhe, wo er in der Kleidung eines Kriegers bald kämpfender Held, bald zürnender Vater ist, und zuletzt dem Schmerze erliegt. Minder ausgezeichnet im Spiel, wenn gleich vollendet im Gesange, ist Tamburini's Corrado. Daß von einem deutschen Franz hier nicht die Rede sein kann, wird der Leser aus der vorhergegangenen Analyse schon wahrgenommen haben, allein meines Bedünkens fehlt der Leistung jede Haltung, und nur das Costüm und die hergebracht üblichen Actionen heben den Sänger aus dem Bereich des Kammergesangs in die dramatische Region. Bei

uns in Deutschland findet sich das wohl häufig, und selbst bei andern Vorwürfen noch, allein im théâtre-italien zu Paris ist man nicht daran gewöhnt. Rubini endlich als Ermano ist hierin wie überall ein unvergleichlicher Tenor, dessen Gesang eine unwiderstehliche Wirkung übt. Er begnügt sich damit, zu rühren und zu entzücken, sein Spiel ist stets angemessen, aber gleichförmig, eine Ausmalung wie von einem Schauspieler fordert man nicht von ihm; am meisten wirkt er durch seine schmelzenden Töne in seiner Reue, in der Klage, in den zärtlichen Liebesergüssen.

Es ist ein Genuß eigener Art, dieses seltene Kleeblatt von vier Künstlern zu hören, es ist ein Genuß, zu dem man sich mit vollem Rechte drängt; bessere Gelegenheit als in den Räubern findet sich schwerlich, sie zusammen zu bewundern, sie sind fast gleich darin betheiligt; man hört sie in ihrer ganzen Virtuosität neben einander. Dies ist der Grund, daß die Oper so besucht wurde; dies die Ursache, daß der Saal von fanatischem

Beifall erschallte; hierzu kommt noch, daß man sie wenig wiederholen konnte, da sie erst kurz vor dem Ende der Saison fertig wurde, und daß daher noch viele Dilletanti ihre Lust gar nicht befriedigen, keiner jedoch sich daran satt hören konnte. Im folgenden Jahre ist dieses Werk nicht wiederholt worden.

Ich hoffe, daß es nach Deutschland nicht verpflanzt werden wird, denn ich müßte mit Schaudern daran denken, wenn mir die Möglichkeit dazu vorschwebte.

10.

Wir sind in der rue Laffitte.

Am obern Ende derselben, im Hofe, liegt das schöne Hotel, das einst der Mann bewohnte, welcher dieser Straße den Namen gab. In seinen gastfreundlichen Sälen sah sich das Talent geehrt und unterstützt; es brachte Ruhm und Glück, hier aufgenommen zu sein; die Ersten und Edel-

sten der Gesellschaft waren hier vereinigt; jetzt werden dort Bälle gehalten, zu denen der junge Bursche die Grisette führt, und Vergnügungen für Geld ausgeboten. Der Besitzer ist daraus vertrieben und Niemand kümmert sich mehr um den alten, unglücklichen Patrioten — selbst die nicht, die ihm danken sollten!

Am andern Ende dieser Straße, dem Boulevard zu, sehen wir zwei Häuser, die mit Nummer **15** bezeichnet sind. Durch einen Thorweg gelangt man in einen weiten Hof, in dessen Hintergrunde sich die Hotels zeigen. Von beiden Seiten des Thorwegs ziehen sich unansehnliche Fronten mit kleinen Fenstern. Wir treten durch das eine Thor. Auf einer Seitenthür lesen wir **Bureau des Coupons**; Alles ist still; die Einfassung des Hofes besteht aus Bureaux, Remisen und dergleichen; wir erblicken Niemand. In der einen Ecke steht ein eleganter Wagen. Das Hotel hat außer dem Erdgeschosse nur ein Stockwerk. Es ist mit Pilastern geziert und in einem edeln

Style gebaut, etwa wie die Villa eines reichen Engländers. An den Altanen und Geländern schimmert Goldbronce; die untere Halle ruht auf Säulen, deren Zwischenräume mit großen Fensterscheiben aus einem einzigen Stücke geschlossen sind. Eine jede mag wohl ein Paar Tausend Franken gekostet haben. Drei große Broncelaternen von reicher und eleganter Arbeit, doch nicht in dem vor Kurzem noch für modern gehaltenen Geschmack, hängen in der Halle.

Wir treten links durch eine hohe Glasthür und befinden uns in einem nicht geräumigen Treppenhause. Es ist mit einem Teppich versehen, Marmorstatuen stehen in den Ecken; die hohen Fenster sind ebenfalls aus einem Stücke; Alles ist hier angenehm durchwärmt; die Heizung des Hotels geschieht durch Röhren. Vor uns liegen die Festsäle, die Gemächer zum großen Empfange.

Der Entréesaal ist reich mit geschnitzten Holzarbeiten bekleidet, die Thüren und Pfeiler, Alles

mit den zierlichsten Arabesken bedeckt; eine längst vergangene Zeit weht uns hier an. Wir erinnern uns nur, in alten Schlössern, auf Gemälden oder in Theater-Decorationen dergleichen gefunden zu haben, hier ist aber noch Alles neu und frisch. Es ist der Geschmack aus dem Zeitalter der Wiedergeburt der Künste, le goût de la renaissance, da unter Franz I. Leonardo da Vinci in Frankreich lebte, und durch seinen Einfluß die Kunst wieder eine Stimme bei der Ausschmückung unserer Wohnungen erhielt. Es ist zwar noch immer daran jene schwerfällige Pracht der früheren Zeit unverkennbar, aber die baroke Geschmacklosigkeit ist daraus entfernt, und Alles athmet einen edeln Charakter und Größe. An beiden Seiten der mit Holzbasreliefs bedeckten Thüren bauschen dicke Teppiche in schweren Falten, und die Fenster sind mit denselben Teppichen umhängt. Der nebenanstoßende Billardsaal zeigt denselben Schmuck und dieselbe Einfachheit. Hier sieht man noch nichts von Vergoldungen; einige

schöne Gemälde in Holzrahmen, welche mit den Tafeln übereinstimmen, zieren die Wände. Von hier tritt man in eine hohe Gallerie, welche die ganze Breite des Hotels einnimmt; ihre Länge wird durch zwei kostbare Spiegel, die an jedem Ende angebracht sind, bedeutend vermehrt. Die eine Seite ist ganz von Glas, und längs derselben stehen in großen Bassins von Bronce die seltensten Pflanzen und Topfgewächse. An der andern Wand laufen Divans, und eine blendende Reihe von Kronleuchtern schweben von der Decke hernieder. Ein jedes der Zimmer hat seinen Ausgang nach dieser Gallerie, und bei dem letzten Feste, das in diesem Hotel gegeben wurde, machte sie in ihrer prachtvollen Beleuchtung und dem Blumenschmucke einen zauberhaften Eindruck, den selbst die Pariser hohe Welt ganz unerhört fand, obgleich sie doch an Eindrücke dieser Art, wie keine andere, gewöhnt ist. Der große Salon, den wir zunächst betreten, zeigt herrliche encaustische Malereien der berühmtesten Meister der

neuern französischen Schule, zwischen seinen reichen Vergoldungen. Kamin und Tische von weißem Marmor mit Sculpturen, Statuen auf Piedestalen, Uhren, Girandolen und Kronleuchter, Alles im ausgesuchtesten Geschmacke des oben angedeuteten Zeitalters. Eine doppelte Reihe von Armsesseln, mit prächtigen großblumigen Seidenstoffen, zieht sich an den Wänden hin; an den hohen Bogenfenstern Doppelvorhänge von Seide zunächst der Fenster, die herabgelassen werden, und darüber die kostbarsten Sammtdrapperien, Sessel und Divans am Kamine würdevoll hoch, breit und bequem, wie es unsere Voraltern liebten, und alles Uebrige im Einklange.

Es würde nicht möglich sein, hier in eine detaillirte Beschreibung einzugehen, ohne die Leser durch Wiederholungen zu ermüden. Nur des gelben Salons will ich noch erwähnen, der sich durch seine höchst geschmackvolle Einrichtung auszeichnet; besonders ist hier der Kamin und die Tische von einer bewundernswerthen Arbeit. Dann

gibt es noch in diesem Erdgeschosse einen Speisesaal für große Diners, daneben den Concertsaal und zwei Tanzsäle. Das Local ist zur Aufnahme von **2000** Personen geeignet. In dem obern Stockwerke sind die Wohnzimmer der Familie mit gleicher Pracht eingerichtet, doch kleiner und mit mehr auf Wohnlichkeit gerichteter Aufmerksamkeit möblirt.

Dies ist das Hotel des jüngern Freiherrn von Rothschild, das derselbe erst vor Kurzem durch den seines Geschmacks wegen bekannten Director der großen Oper, Herrn Duponchel, auf diese Weise einrichten ließ. Prächtiger noch, obgleich unvollendet, ist das daneben liegende Hotel des ältern Freiherrn Salomon von Rothschild, der seinen Wohnsitz von Wien erst vor wenigen Jahren hierher verlegte. Das Hotel gehörte einst der Königin Hortense, und wurde mit **7** oder **800,000** Francs von dem jetzigen Besitzer bezahlt.

Auch hier ist der goût de la renaissance in Anwendung gebracht. Die Festsäle sind gleich-

falls im Erdgeschosse, und eine mit Blumen besetzte Treppe führt in die Wohngemächer im obern Stocke. Alles ist hier im größern Style. Ein Portier steht im großen Kostüm in der Halle und die Bedienten sind in glänzender Livree. Im Vorsaale befindet sich der meldende Kammerdiener ebenfalls en tenue, und ein Schreibtisch steht in der Mitte, damit die Besuchenden ihre Namen aufschreiben.

Nach dem Entreesaal tritt man in den Sallon d'Attente und von diesem in den großen Salon. Alles ist wieder hier mit encaustischen Gemälden und den reichsten Goldverzierungen überdeckt. Dazwischen nehmen die prächtigsten Spiegel den Raum ein. Colossale Sessel stehen rings an den Wänden, aus Goldbronce gegossen, mit den zierlichsten und geschmackvollsten Gebilden. Thier- und Menschen-Gestalten, durchflochten mit Laubwerk; man staunt, wenn man diese Sessel betrachtet; sie sind auf Rollen, um sie von ihrer Stelle bewegen zu können. Man sagte mir, daß ein einziger die

Summe von 12,000 Franken gekostet haben soll. Dies möge als Maßstab der übrigen hier zur Schau gelegten Pracht gelten. Die Gallerie, obgleich viel reicher als in dem andern Hotel, macht jedoch bei Weitem nicht zugleich jenen freundlichen Eindruck; besonders aber muß ich hier noch eines blauen Saales erwähnen, worin braune Möbel mit weißem Seidenstoffe auf einer blauen Estrade stehen, welches sich sehr gut ausnimmt; der Speisesaal ist ganz mit Täfelei aus seltenen Holzarten und Schnitzwerk überdeckt.

In dem obern Stockwerke, wo sich neben den Wohnzimmern die Säle zum gewöhnlichen Empfang und die Gesellschaftsgemächer der Familie befinden, ist noch immer so viel Reichthum etalirt, daß manche unserer reichsten und elegantesten Häuser daran genug haben würden. Das Appartement des Freiherrn Salomon, aus drei Piecen bestehend, dem Cabinet, dem Schlafzimmer und dem Boudoir, ist mit sogenannten incrustirten Möbeln aus

dem kostbarsten Holze besetzt, und zeichnet sich durch einen einfachen Schmuck aus.

In diesem prachtvollen Palaste herrschte die tiefste Stille. Der Portier, die Livree, der meldende Kammerdiener, Alles stand auf seinem Posten und hatte nichts zu thun. In dem einen Saale, neben den Wohngemächern, saß eine fremde Dame am Kamin, die auf eine Audienz zu warten schien; der Besitzer befand sich in Wien, und in dem reichen Wohnsalon saß auf dem Divan eine Matrone, leise schwatzend, in einfachern, von den gegenwärtigen sehr verschiedenen Verhältnissen erzogen, nun von all' dieser fremdartigen Pracht umgeben, durch ihren Reichthum auf des Lebens Höhe gehoben — die alte Freifrau von Rothschild aus Wien, und ihr zur Seite eine verwandte Seele, mit der sie vertrauliche Herzens-Ergießungen tauschen konnte, und gleichfalls Matrone, Madame Beer, die Mutter des berühmten Componisten.

Wenn ich mir die alte Freifrau denke, den glänzenden Hofstaat, der sie umgibt, die blumenbesetzte Treppe, die zu ihr führt, das ganze aristokratische Ceremoniell, um zu ihr zu gelangen, und endlich ihre Einsamkeit, verlassen von ihren früheren Freuden und Genüssen, ausgeschlossen von der Welt, zu der sie nun eigentlich sich zählt — da kann ich mir die Freude vorstellen, die sie empfindet, wenn endlich die wackere alte Madame Beer aus Berlin bei ihr erscheint, und sie sich nun so recht aussprechen kann — nicht im zwängenden französischen Idiom, nicht in den geschraubten Ausdrücken der hohen Welt, die ihr nie geläufig werden konnten, sondern ungenirt, und hie und da an den Jargon streifend, der ihr angeboren wurde. Es ist für keinen Menschen etwas köstlicher und erfreulicher, als sich des ihm angebornen Jargons zu bedienen, und daher sind alle armen affectirenden Narren, die sich zieren und spreizen, stets zu beklagen.

Die Rothschilde haben jedoch vollkommen recht, sich auf diesen höchsten Fuß eingerichtet zu haben; er ziemt ihrer Bedeutung und ihrem Standpunkte, und Niemand kann sie deßhalb tadeln.

Noch einen andern Besuch hatte ich in der **rue Laffitte** abzustatten. Börne wohnte hier. Er hatte sich für einen Schriftsteller, und — was noch mehr sagen will — für einen deutschen Schriftsteller in Paris mit einem ziemlich aristokratischen Luxus umgeben. Ein meldender Bedienter, ein großer Salon mit eleganten Möbeln, und daneben, in einem nicht sehr aufgeschmückten Cabinet, Börne im seidenen Schlafrock. Ich fand ihn bedeutend gealtert und kränklich aussehend. Er lebte zurückgezogen und ging wenig aus; bei schlechtem Wetter verließ er nie das Haus. Er wunderte sich, daß seine Balance in Deutschland nicht stärker ziehen wolle, in Frankreich wurde sie ohnehin nur wenig gelesen, und so war er denn Willens, sie mit dem dritten Hefte wieder eingehen zu lassen. Ueber die neueren Literatur-Zustände in Deutsch-

land äußerte er sich ziemlich bitter, wenn gleich lächelnd, wie es seine Art war. Ich fand ihn so ziemlich von Allem unterrichtet. Er führte eine ausgebreitete Correspondenz. Die neuen Erscheinungen fehlten ihm auch nicht, da er viel zugesendet erhielt. Das Neueste war der Lenau'sche Faust, den er jedoch nicht in seiner Balance besprechen mochte. „Er habe bei dieser Gelegenheit auch viel gegen Goethe auf dem Herzen, das er heraussagen müsse, es streite aber gegen sein Gefühl, in französischer Sprache etwas gegen Goethe zu sagen, und dadurch die Hochachtung, welche die Franzosen vor ihm haben, zu stören. Auch sei er im Französischen in seinem Ideengang zu sehr gehemmt; hundert Dinge müsse er ganz übergehen." Dies sagte er mir und fügte hinzu, er wolle über Lenau's neuestes Werk in einer deutschen Zeitschrift sein Urtheil niederlegen.

In der Hälfte des Aprils pflegte Börne Paris zu verlassen, um seinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt in Auteuil zu besuchen.

Kein Jahr war aber noch verstrichen, so hatte er für Winter und Sommer die kleine, stille Wohnung auf dem **Père Lachaise** bezogen.

11.

Was Paris dem Fremden so angenehm erscheinen läßt, ist die ausgebildetste, großartigste Geselligkeit und Gastfreundschaft. Man denke sich darunter nicht das deutsche: „Auf ein Gericht gern gesehn!“ nicht die Aufnahme fremder Personen in den Haus- und Küchenorden, nicht die Zumuthung an den Freuden und Leiden unbekannter Haushaltungen **nolens volens** Theil nehmen zu müssen, nicht jene erdrückende Höflichkeit, jenes Nöthigen, jene steife, lächerliche Etikette; dies Alles verdient weder die Benennung „ausgebildet“ noch „großartig.“

Welch ein Dämon fährt in solch einen kleinstädtischen Egoisten, wenn er mit einem Male seine unansehnlichen Zimmer Fremden öffnen und

die beschränkte Frau mit ihrem kleinen Rotznäschen, mit allem Spielzeugtrubel und häuslichen Lärm — Gegenstände, die ihn entzücken und rühren — andern Unbekannten zeigen will, und dies für Höflichkeit, Gastfreundschaft und dankenswerthes Beginnen hält! Der Besitzer eines kleinen Gartens, der darin einen blühenden Apfelbaum hat, ist darüber außer sich und läßt seine Freunde ein, um ihnen den Baum zu zeigen, und meint, sie müßten wie er außer sich gerathen; denn er hat keine Augen für alle Blüthenpracht, die ihn in der weiten Gegend umgibt, oder er bildet sich ein, so wie sein Baum blühe keiner. Wie lächerlich sind diese Egoisten! Wen hätten sie nicht schon mit ihrer Manie gequält? Und wie groß und glücklich und frei fühlt sich der, welcher sich nie an kleinlichen Besitz kettete und den großen ungezwungen mitgenießt, als gehöre Alles ihm, ohne Neid, ohne Lust am Besitz selbst und mit schönstem Behagen. — In Paris lernt man das kennen, wo die Reichen und Vornehmen, die Be-

günstigten des Glücks, die Männer von Talent und von Ansehen sich diesem Genusse ganz hingeben und der köstliche Besitz des Einzelnen so recht eigentlich zum Gemeingut wird.

Wer einen berühmten Namen hat, sieht die beste Gesellschaft, berühmte und vornehme Welt bei sich, und gäbe er ihr nichts als Zuckerwasser zur einzigen Erfrischung. Der Maler öffnet seine Salons, die mit Gemälden geschmückt sind; der Musiker erfüllt die seinigen mit den ausgesuchtesten Klängen; der Schriftsteller vereinigt die geistreichste Conversation; der Finanzier endlich läßt Champagner strömen und Delicatessen präsentiren, und zieht alle Kinder der bonne chère aus der Kunst- und Literaturwelt zu sich hin. Hier vereinigen sich die Zierden der Gesellschaft, um ein neues geistreiches Stück aufzuführen, dort hört man die bewunderten Künstler der italienischen Oper, hier sieht man die schönsten, graziösesten Weiber, dort hört man die verehrtesten Dichter, die berühmtesten Gelehrten, die Herren der Literatur. Niemand

stellt, nach dem gemeinen Sprichwort, sein Licht unter den Scheffel; ein Jeder läßt es leuchten, so hell es nur immer leuchten will.

Die Kette der Soireen, die sich in Paris wie Zauberbande um uns legen, sollte man eigentlich zum größten Theile kennen, um über das Pariser Leben sein Votum abzugeben berechtigt zu sein; was sich uns auf den Straßen zeigt, ist — so überraschend es für den Ankömmling auch sein mag — nicht werth, daß man lange dabei verweile. — London ist größer, überraschender, glänzender darin, und wer beide Städte kennt, nennt Paris ein Dorf im Vergleich mit London! Aber in gesellschaftlicher Beziehung wird Paris immer höher stehen, denn alle **Almacks** und **Raouts** sind nur Karrikaturen der Gesellschaft, die sich in Frankreichs Hauptstadt in ihrer feinsten, geistreichsten Blüthe präsentirt.

Für Leute, die gern sehr bequem sind und früh schlafen gehen wollen, werden die Soireen in Paris, trotz ihrer Ungenirtheit, doch immer

einigen Zwang mit sich führen. Vor zehn Uhr kann man nirgends hin, und da man stets mehre an einem Abend besucht, so dauert der Spaß bis ziemlich in die Nacht, oder vielmehr in den Morgen hinein.

Ich kannte die Soiree bei dem alten Maler Baron Gerard noch nicht, obgleich sie schon seit vielen Jahren Mittwochs bestanden haben und sich durch alle Zeitverhältnisse und Staats- und Gesellschafts-Revolutionen erhalten, mithin von wahrhaft geschichtlichem Interesse waren. Man fand dort die Elite der Künstlerwelt und stets viele ausgezeichnete Fremde. Ein Freund versprach, mich dort einzuführen und ich legte willig einige Tage meinem Aufenthalte zu.

Ich kam aus einer musikalischen soirée par excellence, Ohr und Herz noch voll der herrlichsten Töne, und mußte meinen Freund im Ministerium des Innern abholen, der einer halbdiplomatischen Soiree bei dem General-Sekretär, Herrn Edmund Blanc, beiwohnte, wo Monta-

livet, Thiers und eine Menge anderer Personen gegenwärtig waren. Ohne uns lange aufzuhalten, machten wir uns auf den Weg nach der weit entlegenen rue **St. Germain des Près.** Es war bereits spät und wir besorgten, daß die Gesellschaft bei Gerard nicht mehr sehr zahlreich sein würde. Vor der Thüre zeigte uns jedoch eine stattliche Wagenreihe, daß wir nichts zu besorgen hatten. „Wir sind noch nicht die Letzten," sagte mein Freund, indem er die vielen Mäntel im Vorzimmer gewahrte.

Herr und Madame Gerard waren ein Paar liebenswürdige Leute, und der siebenzigjährige Maler, obgleich so leidend, daß er den ganzen Winter nicht ausgehen konnte, gab dennoch seine Soireen nicht auf und opferte seinen kostbaren Schlummer dem gewohnten Vergnügen, der Unterhaltung seiner Gäste. Das war mindestens nicht philisterhaft. Und so hat er es bis zu seinem vor Kurzem erfolgten Tode gehalten.

Die Salons waren mit Gemälden des Wirths und mit Kupferstichen nach seinen Gemälden decorirt; der berühmte Belisar und der Homer leuchteten mir sogleich beim Eintritte entgegen. Die Gesellschaft hatte sich in drei Salons und dem Schlafzimmer vertheilt, und die Conversation war allgemein. Ich lernte dort die Gräfin Giucciola, eine von Lord Byron's Geliebten kennen, eine noch immer schöne Frau, mit einem schmachtenden, blonden Kopfe. Eine andere, ehemals berühmte Schönheit, die sich jedoch nicht so conservirt hatte, Signora Grassini, die Sängerin, bekannt wegen ihres Verhältnisses zu Napoleon, die einst berühmte Vigano, die von ihrem früheren Aufenthalte in Wien noch ziemlich gut deutsch sprach, und Signora Crescini, die wunderschöne Frau des Dichters der **Briganti**, waren zugegen. Diese hatte bereits gesungen, und ihre Stimme und ihre Kunst Alles in Extase versetzt, als ich ankam. Man bat sie noch einmal zu singen, und die Ankunft Meyerbeer's, auf den Alles mit dem Aus-

rufe: „Ah Mæstro! was haben Sie versäumt?“ hinstürzte, bewog die liebenswürdige Frau, sich wieder zum Flügel zu stellen. Sie besitzt in der That einen mächtigen und zugleich lieblichen Contrealt; die Manier ist so brillant und modern, als man nur voraussetzen konnte. Dabei der schönste Mund, der sich auf das anmuthigste öffnete, die ausdruckvollsten Augen, ein belebter Ausdruck und ein bewegter dramatischer Vortrag, kurz ein Zusammen, das fesselt und entzückt! Alles lauschte, und als sie geendigt hatte, wurde der Athem zurückgehalten und Niemand wagte seinen Beifall zu äußern; eine zarte Aufmerksamkeit für den gran Mæstro, der zugegen war, und erst nachdem Meyerbeer sein Bravo und einen italienischen Zuruf laut werden lassen, stimmte die Versammlung froh und rauschend ein. Mich freute es, daß er sich während des Sturmes freundlich zu mir wandte und mir vor Allen auf Deutsch zurief: „Wahrhaftig! sehr gut!“ Es liegt eine eigene Herzlichkeit darin, wenn sich zwei Lands-

leute, laut vor Fremden, so vertraulich etwas sagen können.

Ich unterhielt mich mit dem witzigen Dantan, der die berühmten Chargen in Gyps verfertigte, und dabei einer der ausgezeichnetsten Bildhauer ist, die jetzt in Paris leben, und freute mich seines so gutmüthigen, einfachen und bescheidenen Wesens. Nur wenn man diese Persönlichkeit kennt, wird es erklärbar, daß man sich so übereinstimmend das Wort gegeben hat, seine Malicen ruhig hinzunehmen und mit den Lachern zu lachen, ohne dem Künstler zu grollen.

Auch Ancelot sprach ich hier, einen artigen, ganz bürgerlichen Mann, der sich durch seine Stücke für das Vaudeville-Theater, namentlich die Genrebilder aus der Pompadourzeit, ein hübsches Vermögen und einen guten Ruf gemacht hat. Wie ich so mit ihm spreche, erschrecke ich fast ein wenig, von einer Rockklappe gestreift zu werden, an der ein großes Kreuz von schwarzem Eisen herabhängt. Ich sehe nun genau hin und erkenne deutlich das

eiserne Kreuz, jenes Siegeszeichen des Jahres 1813, das die gutmüthigen Franzosen in ihren Salons herumstreichen lassen. In der That aber vermuthe ich, daß die Leute seine rechte Bedeutung nicht kannten. Hiermit entschuldige ich allein den Träger; denn man mag ein solches Zeichen noch so werth halten, so ist es doch jedenfalls in den Salons der Künstlerwelt ganz überflüssig, wo nur das Talent Anerkennung findet, und könnte hier abgelegt werden, ohne sich selbst, dem Zeichen und der Liebe dazu den geringsten Eintrag zu thun.

Das eiserne Kreuz aber und einige deutsche Worte, die ich seinen Inhaber mit einer Dame sprechen hörte, führten mich zu der Bekanntschaft des Geheimenrath Koreff, des ehemaligen Leibarztes des Fürsten Hardenberg. Er ist ein feingebildeter und in der höhern Gesellschaft gern gesehener Mann, dabei einer der gesuchtesten Aerzte in Paris, besonders Deutschen sehr zu empfehlen, deren Natur der französischen Tisane widerstrebt.

12.

Wie durch ein Wunder stand ich heut mit einem Male vor Roberts venetianischen Fischern. Ein Bild voll Leben und Ausdruck. So unbedeutend sein Gegenstand ist, so überstrahlt es doch die großen Schlachten und frommen Bilder sämmtlich. Es ist das Gestade von Chioggia und die Familie schickt sich an, auf den Fischfang zu gehen. Die Köpfe sind ausdrucksvoll und charakteristisch, das Costüm treu und doch nicht bunt, und das Licht ist so natürlich, hell und durchsichtig, als hätte es der Künstler der Sonne entwendet. In der Mitte sitzt ein Jüngling, der zum Bilde herausschaut, mit schwermüthig nachdenklichen Zügen, fast fremd dem Treiben um ihn, und mit einem geheimnißvollen Interesse die Blicke fesselnd; dies soll das Portrait des unglücklichen Künstlers sein, der in den Wellen seinen frühen Tod suchte. Ich dachte mir ihn so, und es erfüllte mich mit wehmüthiger Freude, ihn so zu finden.

Nächst diesem Gemälde nenne ich ein and'res, das einen mächtigen Eindruck auf mich machte, wenn es gleich einen vollständigen Gegensatz zu jenem bildet. Es ist das Ave Maria der Hirten in der römischen Campagna, von Bodinier gemalt. Die öde, sanfthügelige Landschaft, über die sich ein südlicher Abend mit allen seinen schimmernden Lufttinten zu verbreiten beginnt, und der glühende Horizont mit leichten Wolken, an dem sich die hohen Gestalten der andächtig betenden Hirten abzeichnen. Im Vorgrunde die dunkeln Schafe mit dem Hund. Eine feierliche Ruhe spricht aus dem Bilde; eine milde, fast lautlose Nacht; nur das ferne Läuten scheint einförmig durch die Stille zu dringen. Die Harmonie der Farbengebung ist herrlich und der Eindruck unwiderstehlich. Französische Kunstrichter haben diesem Bilde einen hohen Rang zuerkannt, und abgesehen von dem Verdienste des Malers als solcher, so ist es ihm wie Wenigen gelungen, das Gemüth des Beschauenden mächtig zu rühren.

Eine Kette, wie man gewöhnlich die aneinander gefesselten Galeerensclaven, welche nach dem Bagno abgeführt werden, benennt. Der Stoff ist aus Massons Werkstatts-Erzählungen genommen. Die Köpfe der Verbrecher sind ausdrucksvoll ohne Uebertreibung, wozu sich unsere jetzige sogenannte romantische Kunstwelt so leicht bei solchen Gegenständen verleiten läßt. Ein armer Teufel ist darunter, der unsere Theilname in Anspruch nimmt; er wendet den Kopf und blickt nach einem Wagen, worin Bauern sitzen, die ihm in glücklichen Tagen vielleicht nahe standen und seinem unverschuldeten Loose nunmehr Theilnahme, vielleicht Trostworte spenden. Dies macht einen erhebenden Eindruck.

Von Goldschmidt ist eine Frau in algierischem Costüm, von brillantem Colorit und guten Effecte, mir auffallend erschienen.

Aber von größerer Wirkung ist eine Scene des Weltendes von Charles Lefebure. Die Gluth, die den Erdball verzehrt, die als verglimmender,

strahlenloser Feuerball im Aether schwebende Sonne, der nächtliche Dunstkreis und die bleichen, fahlen, nackten Körper der Menschen erfüllen uns mit Schauer. Einzelheiten sind vortrefflich, und Phantasie ist dem Maler nicht abzusprechen; bei dem Allem ist das Ganze aber so grell, daß man schnell wieder die Blicke von der Tafel wegwendet.

Die Tochter Jephta's von einem Deutschen, Heinrich Lehmann, hat trotz der Manier, die aus dem Bilde sich zu erkennen gibt, und des wunderlichen Colorits, Verehrer gefunden. Die Zeichnung ist streng und Ingre's Einfluß nicht zu verkennen. Als Gegensatz konnten die Jäger an der Küste der Picardie gelten, von Lebrux gemalt, die nicht weit davon hingen. Reine Natur, Portraitirung, nichts von höherer Intention bemerkbar, aber eine Wahrheit und Treue, die immer wieder die Blicke hinzog.

Von Lepaulle war eine Suite von mancherlei Gegenständen ausgestellt; das Meiste waren Portraits. Sein geschickter, saftiger Pinsel war dabei

wohl besonders zu rühmen. Hündchen, Pferde, Menschen; eine Odaliske, ein Reiter, eine Tänzerin im Theater-Costüm u. s. w., Bilder, wie sie die Laune der Reichen hervorruft und reich bezahlt. Lepaulle dient dieser Laune gern, und rettet daraus so viel Kunst, als ihm nur immer möglich ist.

Lessore lieferte die verschmachtende Hagar in der Wüste, im Mutterschmerze aufgelöst, neben ihrem Kinde. Ein trostloser Gegenstand; die Auffassung nicht großartig. Die Wüste spielt dabei eine zu umfangreiche Rolle.

Von Steuben forderte eine große Tafel die Aufmerksamkeit heraus. Es ist Johanna von Castilien, Carls V. Mutter, die sich von ihrem heiß geliebten, jung verstorbenen Gatten nicht trennen wollte und darüber wahnsinnig wurde. Sie bekam seit dieser Zeit den Beinamen: „la folle!“ Sie kniet hier, in Wahnsinn aufgelöst, neben der prächtig geschmückten Leiche und fordert ihre Wiederbelebung vom Himmel. Der Ausdruck ist etwas

zu theatralisch; die George könnte dazu gesessen haben; gemalt ist das Bild mit großer Vollendung.

Am reichsten war die Ausstellung mit Schlachten bedacht. Viele sind auf Bestellung des Königs, des Herzogs von Orleans und anderer hohen Personen entstanden.

Horace Vernet nimmt hier den ersten Rang ein. Er hat die Schlachten von Jena, Friedland und Wagram gemalt, und obgleich er es verschmähte — ich weiß nicht aus welchem Grunde — seiner Hauptfigur außer dem Costüm irgend einen Schein von Aehnlichkeit mit dem Originale zu verleihen, so ist doch der verschiedene Ausdruck in diesen drei Kaiserköpfen bemerkenswerth. Bei Jena ist es der zürnende Kriegsgott; bei Friedland sieht Napoleon mit einer schwärmerischen Freude aus dem Bilde heraus; bei Wagram zeigt sich die vollkommenste Ruhe in seinem Kopfe.

Scenen auf Kriegsschiffen waren auch nicht selten; sie waren wohl größtentheils durch die jetzige Vorliebe für Seeschilderungen entstanden,

die sich auch in der Literatur kund gibt und von Sue und Kapitain Maryat genährt wird. Die Versenkung eines todten Seeoffiziers in das Meer ist ein schön gemaltes Bild; einige Schiffbrüche reiheten sich diesem an.

Alles was ich hier wiederzugeben suchte, sind die oberflächlichen Eindrücke, wie ich sie empfangen, von einem tiefern Kunsturtheil kann hier nicht die Rede sein. Ich habe sicher manches Vortreffliche übersehen und Einiges hat mich angesprochen, an dem Andere theilnahmlos vorüberschweiften. Ich lasse mich jedoch in diesen Fällen gern gehen und sehe mich weder nach gedruckten Notizen, noch nach lebenden Ciceronen um, die Auge und Urtheil vorhinein zu bestechen suchen. Viel lieber ist es mir, mich durch den Gegenstand, die Farben, die Behandlung des Kunstwerkes selbst bestechen zu lassen, wird mein Urtheil dann auch schief sein, so ist es doch wenigstens aus meiner innersten Individualität hervorgegangen, und hat dadurch noch immer einigen Werth, wäh-

rend das Nachgebetete und tausendmal Dagewesene völlig werthlos ist.

14.

Eine eigene Figur in der Pariser Schriftstellerwelt bildet Jules Janin. Er repräsentirt den reich gewordenen Bürger, der Alles von der bevorrechteten Kaste, was das Leben angenehmer und reizender macht, sich angeeignet, aber nichts von dem steifen Zwang wissen will, den Jene sich auferlegt, und der — lächerlich genug — von Vielen auch nachgeäfft wird, die es nicht nöthig hätten, sich ihm zu fügen.

Janin lebt auf großem Fuße, von allen Schriftstellern wohl auf dem größten, aber nichts aristokratisches ist dabei, wenn es sich nicht allereigentlichst auf einen verfeinerten Lebensgenuß bezieht. Seine Wohnung liegt in der Nähe des Luxemburgs, in der breiten, reinlichen Straße du Tournon, wo es eben so wenig Lärm gibt, als

im Marais. Hier ist der Sitz jener alten Geschlechter, die zum Theile noch mit der jüngeren Linie, die jetzt auf dem Throne sitzt, boudirt. Janin's Hotel ist groß und bequem, eines der besten, die man in Paris findet, im eigentlichen Sinne comfortable.

Ist man die breite, nicht hohe Treppe hinauf gelangt, so tritt man in ein kleines, dunkles Entréezimmer, und von diesem in den Billardsaal, den nur eine Bretterwand davon trennt. Hier ist Alles im Geschmacke Ludwigs XV. und der Pompadour möblirt, und Janin war der Erste, der die Rumpelkammern und Trödelbuden durchstöberte, um sich daraus seine so glänzende Einrichtung zu schaffen; allein er besitzt auch Stücke in seinem Mobilar, die einen hohen geschichtlichen Werth haben.

Unter den Bildern, welche die Wände des Billardsaales schmücken, fällt uns vor Allen das gepuderte Gesicht des Palliassen Debureau auf, dessen Biograph Janin wurde. Eine lange Tafel,

so lang als der Saal selbst, trägt alle Chargen Dantans, wohl fünfhundert an der Zahl, die — wenn man sie im Durchschnitt nur zu fünf Franken anschlagen wollte — an dritthalbtausend Franken gekostet haben. Alle Zimmer sind mit den schönsten Möbeln aus alter Zeit besetzt; ungeheure venetianische Spiegel mit breiten, verschnörkelten Rahmen, überall eine Menge von Seeres und chinesischem Porzellan auf Tischen und Schränken vertheilt, eine Unzahl von kleinen Spielereien, ungeheure Schränke von kunstvollster Arbeit, mit gedrehten Säulen, üppige Divans, Bergeren und Chaises-longues, weiche Thierfelle — auf den Teppichen liegend — eine wahrhaft sybaritische Pracht. In dem Kabinet Janins findet man unter Andern die Bibliothek Fenelons, noch in demselben Schranke, wie sie der fromme Bischof besessen, und das Spinett Marie Antoinettes. Vasen, Bücher, Gemälde, von merkwürdigen oder interessanten Personen, stoßen uns überall auf. Dies Alles hat dem jetzigen Besitzer weit über hundert-

tausend Franken gekostet, und Janin spricht davon mit einigem Stolze, während seine Freunde ganz unverholen gestehen, daß er sich mit dieser Manie ruinire.

Janin ist von frischem, muntern Aussehen; er mag ungefähr fünf und dreißig Jahre alt sein, er sieht indeß wie ein Zwanziger aus. Seine Gestalt ist gedrungen, nur seine Augen sind fein zu nennen, das Uebrige hat ein so natürliches Ansehen, wie man es stets bei gesunden Burschen vom Lande voraussetzt. Die Stirne ist hoch, die Haare gekraust, schwarz; um das Kinn läuft ein krauser, schwarzer Bart. Eine kleine Stumpfnase, ein schön geformter Mund, der fast beständig lacht und die schönen Zähne zeigt, dunkelblaue, italienische Augen, mit überaus langen Wimpern, die seinem derben Gesichte eben den feinen Ausdruck geben. Als ich ihn besuchte, stand er im Hemde im Entréezimmer und wusch sich con amore, während in dem daran stoßenden Billard einige junge Leute laut lachend und

schwatzend umherstanden, und im hochgepolsterten Lehnstuhle am Kamin saß eine kleine, bleiche Dame mit feinen Zügen, im geschmackvollen Negligee, halb mitlachend, halb schmollend. Dies ist die Marquise von ***, Janin's Geliebte, die bei ihm lebt. Le gros rire, dies Göttergelächter der Franzosen hörte nicht auf; Janin war unerschöpflich in tollen Späßen, zum Theil von sehr derber Natur, und sein Publikum war das dankbarste.

Meine Uebersetzung seiner contes nouveaux, so wie Menzels Artikel über ihn, den einige französische Blätter übersetzt haben, hatten ihm eine wahrhaft kindische Freude gemacht. Er nahm einmal über das andere mein Buch aus dem Schranke, herzte und drückte es und rief: Oh quel beau livre! „das sieht doch schon anders aus,“ setzte er hinzu, „sonst war ein deutsches Buch stets auf Löschpapier gedruckt, und man konnte es nur mit Widerwillen in die Hand nehmen.“

Schon früher hatte mir Janin seine Mitwirkung für die Theater-Revue zugesichert: „trop heureuse la voix francaise,“ schrieb er mir, „qu'on écoute dans cette terre du savant langage!“ Er freute sich, mich in Paris zu sehen und versprach, sogleich an's Werk zu gehen, damit ich seinen Artikel für die Revue mitnehmen könne. Ich blieb zum Mittage bei ihm. Außer mir war noch eine junge, lebhafte Frau zugegen, deren Namen ich vergessen, die aber wahrscheinlich Schriftstellerin ist, denn Janin stellte sie mir mit den Worten vor: „Elle est du metier!“

Während ich einen Spaziergang im Garten des Luxemburg machte, lief er zu seinem Verleger, um für mich ein Exemplar seines neuen Romans „le chemin de traverse“ zu holen, der erst in der nächsten Woche ausgegeben werden sollte. Die Stunde des Essens war sechs Uhr, und ich verfehlte nicht, mich einzustellen. Man führte mich in das Schlafzimmer, wo die beiden Frauen, vom Kaminfeuer beleuchtet, saßen; es brannte

kein Licht. Es ist etwas ungemein Trauliches in einem solch weiten, alterthümlich prächtigen Gemache, wo die Spiegel noch einiges Licht, das sie durch die Fenster spärlich empfangen, widerstrahlen, und an den langen Wänden leuchten und die Blicke täuschen, als wären es geöffnete Thüren, die in andere reiche Zimmer führen. Die Damen am Kamin plauderten fort und zogen mich sogleich in ihr Gespräch. Sie waren von Verehrung für Janin im höchsten Grade durchdrungen und wollten von mir wissen, ob man ihn in Deutschland so recht nach seinem Werthe zu schätzen wisse, und ob es denn wohl möglich sei, diesen herrlichen Styl, diese Zauberprosa ganz wiederzugeben? Die kleine, feine Marquise fragte, ob man denn Balzac etwa mehr liebe, wie Janin, wie sie von Jemand gehört hätte, der aus Deutschland gekommen, und ob Balzac nicht auch bei uns mehr eine Grisettenlectüre sei, Janin hingegen der geliebteste Autor der eigentlich vornehmen und gebildeten Welt? Man kann denken, welche

Auskunft ich gab, und es freute mich, nicht genöthigt zu sein, auf Kosten der Artigkeit hier lügen zu müssen. Die Damen kamen hierauf von deutschen Schriftstellern zu sprechen; das Wenige, was sie wußten, war bald ausgekramt. Sie liebten und lobten Heine und fanden, daß er ganz französisch sei, nur die Marquise bemerkte, er verziehe den Mund so unangenehm, wenn er französisch spreche, und suchte dies mit ihrem Mignonmündchen nachzuahmen, was ich leider nur aus der veränderten Aussprache entnehmen konnte, da es mittlerweile so dunkel geworden war, daß wir uns nur nach sehr vagen Umrissen erkennen konnten.

Mit einem schallenden Gelächter über unser tête-à-tête in diesem Halbdunkel sprang endlich Janin in das Zimmer; unser eifriges Gespräch hatte uns das Rollen seines Cabriolets überhören lassen. Mit dem Hute auf dem Kopfe küßte er die kleine Marquise, drückte mir hierauf derbschüttelnd die Hand und verlangte zu essen. Es war

sieben Uhr vorbei. Die Marquise sagte, er müsse sich noch gedulden. Es schien mir etwas von einer deutschen Hausfrau in sie gefahren zu sein — die niedliche Marquise möge mir diesen Argwohn verzeihen! — welche wegen des unerwarteten Gastes noch eine Schüssel mehr anfertigen läßt. Es war aber in der That nichts als eine morose Laune; Janin war ihr zu lange ausgeblieben, sie hatte ihn schon um sechs Uhr erwartet, und nun wollte sie auch nicht einmal um sieben Uhr essen; er — der Hungrige mußte warten — und wir Unschuldige mit — denn was kümmert sich ein solches Pariser Dämchen wohl viel um einen Gast! —

So saßen wir denn hungrigen Magens und knurrender Eingeweide bis neun Uhr — dann schellte Madame und der Bediente trat ein mit dem Rufe: **on vient de servir!** Nun hatte Janin sein Windspiel noch einige Zeit vor, zerrte es am Schwanze, bei den Ohren und rief gellend dazu seinen Namen **Ji**, welches bekanntlich Janin's

Chiffre in den **Debats** ist, wonach er diesen seinen Liebling genannt hat. Ji bellte — der Herr schrie und lachte — Madame, der ich den Arm gereicht, zankte und die andere Dame rief dem tollen Janin zu, daß er kommen möge, um sie in den Eßsaal zu führen. So verstrich noch einige Zeit, und um ein Viertel auf Zehn setzten wir uns endlich zu Tische. Die Mahlzeit war gut bestellt, und ein Glas trefflicher Bordeaux war ein nicht zu verschmähendes Accompagnement. Die Bouderie dauerte anfänglich noch fort, bis sie sich — bei Erwähnung einer Dame, die Janin sehr in Schutz nahm — in eine vollständige Opposition auflöste. Dies hatte aber durchaus nichts Unangenehmes, vielmehr war der neckische Zorn der hübschen, kleinen Frau und Janin's Lustigkeit, womit er ihn aufnahm, höchst ergötzlich. Etwas medisirt wurde auch dabei; man hechelte mehrere Literaten durch; eine bekannte Herzogin wurde gueuse gescholten, und über die Gräfin M., die so eben ihre Memoiren heraus=

gegeben, weidlich gelacht. Das Ende der Mahlzeit wurde beschleunigt, denn wir wollten noch vor Mitternacht im théâtre-français erscheinen, um die letzten Acte des Angelo von Victor Hugo zu sehen, der nach einem Lustspiele gegeben wurde, mithin so lange währte, und ich konnte nicht einmal bis zu Ende des Stückes bleiben, da ich noch eine interessante Einladung für den Rest der Nacht hatte, wo mir musikalische Genüsse der ausgezeichnetsten Art winkten.

Während die Damen sich in das Boudoir zurückgezogen hatten, um Toilette zu machen, standen wir, ich und Janin, auf den niedrigen Ofen gestützt und sprachen vertraulich mit einander.

Er erkundigte sich nach unserm Leben in Deutschland, und bedauerte, es nicht zu kennen. Zum Reisen kann er sich nicht entschließen; erstens haßt er die Unbequemlichkeit und ist nicht im Stande, sich von allen seinen ihm liebgewordenen Gewohnheiten zu trennen; zweitens fürchtet er die ungeheuren Kosten, die ihm eine Reise mit

der Geliebten und in seinem gewohnten train de vie verursachen würde; drittens kann er sich nicht entschließen, Paris auf längere Zeit zu verlassen; ein Feuilletonist müsse immer auf dem Platze sein, wenn er seine Stelle nicht alsbald von Andern eingenommen sehen wolle, sagte er.

Janin braucht jährlich bei Weitem mehr, als seine gewöhnlichen Einkünfte betragen, die sich auf **30,000** Franken belaufen mögen. Er hält vier Pferde und macht mit der Equipage die Mode mit. Mit Bücherschreiben läßt sich so viel regelmäßig nicht erwerben! sein größtes Einkommen bezieht er als Feuilletonist. Von dem **Journal des Debats** erhält er jährlich **10,000** Franken, wofür er jeden Montag einen Theater-Artikel zu liefern hat. Außerdem nimmt er an den meisten buchhändlerischen Spekulationen Theil; an Kinderschriften, Erbauungsbüchern, Mode-Journalen, Reisewerken u. s. w. Was ihm aufgetragen wird, ist ihm recht. Eines Morgens wacht er auf; er braucht **500** Franken und seine Kasse ist leer.

„Wer wird mir heute **500** Franken bescheeren,“ denkt er bei sich, und steht sorgenvoll auf. Da klopft's an die Thür, ein ihm gänzlich fremder Mann tritt ein. Dieser theilt ihm seinen Plan mit, ein religiöses Blatt zu begründen, und bittet ihn höflich, ihm den Prospect dazu zu schreiben, um recht viele Abonnenten anzuziehen. Janin verspricht es und ersucht ihn, in wenigen Stunden wieder zu kommen. Der Mann erscheint zum zweiten Mal und der Prospect ist fertig; auf des Verfassers Forderung legt er ihm dankend die **500** Franken auf den Tisch und unserem Autor ist geholfen. Diese Fälle ereignen sich öfter. „Größere Werke,“ sagt er „schreibt man zum Vergnügen oder für seinen Ruf, allein man kann dabei verhungern.“

Er sah jetzt nach der Marquise, und obgleich die Toilette noch nicht beendigt war, so durfte ich doch eintreten. Sie hatte einen Ueberrock von rosafarbenem Seidenzeuge angelegt, ganz in der alten Mode, sehr weit, vorn offen und mit

großen Schleifen; auf dem Kopfe wehte ein Paradiesvogel von der Toque, und ein Pelz mit Schwan war über die Schultern geworfen. Dieses zarte Accoutrement stand der überaus weißen Blondine mit der feinen Taille sehr wohl. Wir eilten die Treppe hinab, wo zwei Fiaker schon hielten, von denen der eine gewählt wurde, und fuhren unter Lachen der Seine zu. Die vier Pferde im Stalle wollte man nicht aus dem ersten Schlafe stören.

In der Loge gesellten sich bald einige junge Leute zu uns, und wir plauderten so laut, daß unsere Nachbarn gewiß nichts von den Schauspielern verstehen konnten, besonders wenn die Volnys sprach, die ehemalige Leontine Fay, deren Organ für das Gymnase wohl ausreichte, in diesem Raume aber viel zu schwach war. Eben so war Spiel, Declamation, Alles an ihr nicht genügend. Es ist denn doch ein andres, die Leidenschaftlichkeit im Vaudeville und die in der Hugo'schen Tragödie, und besonders, wenn man einer Schau-

spielerin, ganz Feuer wie die Dorval, gegenüber steht. Dazu kommt der monotone Singsang, den die Fay und viele Schauspielerinnen der Mars nachäffen, ihn aber im hohen Grade karrikiren, so daß, was bei der Mars lieblich wirkt, bei ihnen — und noch dazu an der unrechten Stelle, in den leidenschaftlichsten Scenen eines Trauerspiels nicht zum Aushalten ist.

Meine Logengesellschaft ließ übrigens keinem einzigen der Darstellenden auch nur die geringste Gerechtigkeit widerfahren, und da sie Alle Theater-Recensenten waren, so läßt sich denken, was sie andern Tages über diese Vorstellung zu Papier gebracht haben werden. Ich habe nie von den absprechendsten Recensenten in Deutschland so etwas gehört. Die Mars hatte erst kürzlich die Rolle der Tisbe an die Dorval abgegeben und daher spielte die kleine Volnys die Katharina. Mit dieser Veränderung waren meine Leute nicht zufrieden; man sprach von einer Intrigue gegen die Mars, und schimpfte über die beiden hübschen

Weiber, die auf der Scene waren, auf das Unbarmherzigste. Nichts war gut — Alles unausstehlich! Selbst gekleidet war die Dorval schlecht und sah destabel aus. Ich konnte das nicht finden.

„Oh que c'est bête!" von schallendem Gelächter begleitet, so ging es in einem fort. „Quelle infamie! quelle drôle d'action!" u. s. w.

Der letzte Act sollte angehen und ich empfahl mich, um in meine Soirée zu eilen; Janin gab seinen Freunden den Arm und ging, sich zu rafraichiren, nachdem er mich bedauert, daß das Theater so schlecht gewesen sei und mich gelangweilt habe, und die beiden Damen blieben allein in der Loge zurück, um ihr unschuldiges Medisiren zu ihrer Lust weiter fortzusetzen. An Uebung und Gelegenheit fehlte es ihnen dazu nicht.

16.

Wer Dumas sieht, erkennt auf den ersten Blick an ihm den Halb-Mulatten; ich glaube,

seine Mutter war die Tochter einer Negerin oder so etwas. Ein sehr großer, starker Mann, ein gelbes, ausdrucksvolles Gesicht und Wollhaare, wie die eines Negers. Er war in seiner früheren Jugend bei dem Herzoge von Orleans angestellt, sein großer Hang zur Dichtkunst verleidete ihm aber seinen engen Wirkungskreis und er strebte nach Ungebundenheit. Der damalige Herzog soll ihm die Alternative freigestellt haben: einen Versuch als Dichter zu machen, und wenn dieser mißlänge, wieder in seine frühern Verhältnisse eintreten zu können. Dumas erster Wurf war **Henri III. et sa cour**, ein Stück, das bei seinem Erscheinen so großes Aufsehen machte, und ihn zum Range eines Nebenbuhlers von Hugo empor hob. Der Herzog war darüber so erfreut, daß er seinem Schützling eine jährliche Pension aussetzte, die dieser jedoch im Laufe der Zeiten und Ereignisse wieder verscherzt hat.

Man pflegte gewöhnlich Dumas und Hugo die Väter des neuen oder romantischen Drama's

in Frankreich zu nennen, und dies hat wohl auch dazu beigetragen, Beide als ganz übereinstimmend in ihren Neigungen und Ansichten sich zu denken. Allein sie sind so verschieden darin, daß die Spannung, die längst zwischen ihnen statt fand, jetzt bereits in einen vollkommenen Bruch ausgeartet ist; sie befehden sich in den Journalen oder lassen sich von ihren Parteien befehden.

Wenn Hugo ein größerer Dichter genannt zu werden verdient, so ist Dumas ihm als Dramatiker gewiß überlegen; er ist der erste jetzt lebende Theaterdichter der Franzosen, und als solcher wohl ohne Widerrede anerkannt. Man hat von ihm Stücke, die das größte Glück auf den Theatern machten. Heinrich III. und sein Hof, Stockholm, Fontainebleau und Rom, die eiserne Larve und Antoni, Richard Darlington und der Thurm von Nesle, jenes ungeheure Zugstück, das er aus dem Kannevas eines jungen, unbedeutenden Menschen herausarbeitete, der Gaillardet heißt, und seitdem nicht wieder genannt

wurde. Wer solche Zeugnisse aufweisen kann, darf nicht erst um den Rang streiten, den er einnehmen will. Dabei ist Dumas Talent wechselvoller, farbenreicher als Hugo's, er versucht sich in allen Weisen; er hat das lyrische Drama Teresa auf die Bühne gebracht, und in seinem Don Juan de Marana eine alte Mysterie zu geben versucht, die — wenn sie auch nicht dem Zeitgeschmacke so willig entsprachen, als die andern seiner Dramen, ihm doch wenigstens nicht den Vorwurf zuziehen können, daß er dem Zeitgeschmacke unbedingt huldigt.

Im Leben ist Dumas vollkommen anspruchslos und der lustigste und gemüthlichste Genosse, den man sich denken kann. Er ist von allen diesen Leuten, ich spreche hier nämlich nicht von Lerminier, Marmier, Cousin und St. Marc Girardin, derjenige, der am meisten von deutscher Art und Kunst weiß, und dies verdankt er einer schönen Lehrmeisterin, der liebenswürdigen Gräfin *. Er liest deutsch, und was er nicht versteht, ist

sie so gütig ihm zu übersetzen; er ist über den Faust und Hoffmann weit hinaus, was für einen Franzosen viel, sehr viel sagen will. Er hat **Catérine de Heilborn** gelesen und weiß, daß es einen herrlichen Novellenschreiber Arnim bei uns im neunzehnten Jahrhundert gegeben, und das heißt fast mehr wissen, als viele von Arnim's zeitgenössischen Landsleuten. Er spricht daher in einem Billete an mich nicht zu anmaßlich von einer „Couleur allemande qu'il a essayé de donner à son Drame nouveau.“ Er spricht hier von seinem Don Juan de Marana.

Ich ward von ihm eingeladen, der Vorlesung dieses in vieler Hinsicht merkwürdigen Drama's beizuwohnen, die Boccage in einer Privatgesellschaft veranstaltet hatte. So viel Interesse dies für mich auch haben mochte, so mußte ich es mir doch versagen, um frühern Engagements zu genügen.

Dumas führt ein bewegtes Leben; er macht Reisen, Aufwand, lebt in der Gesellschaft, hat

Abenteuer, Liebschaften, Duelle. Auch hierin ist er ganz das Gegentheil von dem ruhiger bewegten Hugo, der sich als Jüngling verliebte, diese erste Neigung zu seiner Frau machte und nun von ihr schon ein halbes Duzend Kinder zum Geschenk erhielt. Diese Ehe blieb lange ungetrübt; Hugo war der treueste Gatte. Es war für den Beobachter von komischem Interesse zu sehen, wie sich alle Theaterdamen bemühten, den gefeierten Dichter und hübschen jungen Mann in ihre Netze zu locken. Die ersten, schönsten, reizendsten boten ihre Verführungen umsonst auf. Sie sprachen davon, daß sie ihn fangen müßten, sie schmachteten und machten ihm die für jeden Andern unwiderstehlichsten Avancen, allein alle ihre Pfeile prallten ab von dem neunfach umpanzerten Herzen des treuen jungen Mannes, Gatten und Vaters. Dieser Wetteifer wurde unter den Schauspielerinnen zum Spaß; Eine wollte ihn der Andern entreißen, und keine hatte ihn. Hugo schien nichts davon zu merken und ging ernst, mit tra=

gischer Miene an ihnen vorüber und Sonntags mit Frau und Kindern am Arm und an der Hand spatzieren, wie jeder andere ehrliche Bürger, der von der Gluth romantischer Leidenschaften keinen Begriff hat, die er doch so prächtig zu schildern verstand.

So vergingen viele Jahre; Hugo war in die reiferen Mannsjahre getreten, und man glaubte die Flamme bereits gänzlich unter der Asche erstickt, da gelang es einem Mädchen der Boulevardtheater, das Wunder zu bewirken, den Dichter in sich verliebt zu machen. Wie es ihr gelungen, mögen die Götter wissen. Ich wäre nicht im Stande, sie schön zu nennen; eben so wenig soll sie geistreich sein. Es ist eine kleine, dicke — sogar fette Person, von nicht eben unangenehmen Zügen. Jetzt spielt sie im Theater der Porte St. Martin. Hugo war mit einemmale wie rasend in sie vernarrt und noch jetzt ist sie: la maitresse de Mr. Victor Hugo. Man sah ihn, der gegen die Gewohnheit der Pariser sich früh in seinem stillen

und einsamen Quartier zur Ruhe legte, während des Erwachens dieser Leidenschaft, auf dem Boulevard, in der Nähe des Theaters oder vor der Wohnung seiner Geliebten auf und ablaufen, um die günstige Stunde zu erwarten, wo er sie sehen konnte. Oft trafen glücklichere Schwärmer, die von ihren Geliebten nach Hause eilten, den armen Hugo, umher trippelnd, im Mantel gehüllt, und die Mütze über die Augen gezogen, noch seine Stunde erwartend. Dies warf die ersten Schatten über sein eheliches Glück; das Verhältniß zu der Schauspielerin besteht noch fort und ist so allgemein in Paris bekannt, daß ich keinen Anstand nehmen darf, davon zu sprechen. So viel ist gewiß, daß Hugo's Freunde ihn in diesem Punkte nicht begreifen können. —

Dumas hat das **theatre français** längst aufgegeben, seine starke Leidenschaftlichkeit verlangt die ähnliche der Künstler des Boulevards zu Darstellern. Boccage ist sein Mann.

Wenn Dumas oder Hugo auf dem Martinsthortheater mit einer Neuigkeit erscheinen, so verändert sich plötzlich das Publikum; die Grisetten und Commis, die jungen Maler und Handwerker verschwinden und machen der Literatur und den Leuten in gelben Glacé-Handschuhen, den Damen in Toques und Lorgnons Platz; es ist ein anderes Publikum noch immer, als das in der italienischen Oper, allein es ist dennoch ein vornehmes, und was mehr sagen will, ein besseres, sinnigeres. Die Vogue begibt sich zu den ersten sechs bis zehn Vorstellungen, nachdem das Werk besser oder schlechter aufgenommen wurde, dann aber überläßt sie das Stück den gewöhnlichen Besuchern des Theaters; die Schauspieler werden lasser — pomadiger würden wir bezeichnender uns ausdrücken, wenn man es uns gütigst erlauben will — die Kleider werden abgetragener und die Decoration unscheinbarer, und wer als Fremder in Paris der hundertsten Vorstellnng eines solchen Stückes beiwohnt, auf das er sich freute, weil er so viel

davon gehört und gelesen, kann natürlich nicht recht begreifen, wie man von dem, was er noch davon zu sehen bekommt, so rühmlich sprechen konnte. Er hält's für Lüge oder Aufschneiderei. Aber solch ein mächtiger Unterschied ist an diesen Theatern zwischen den ersten und letzten Vorstellungen eines beliebten Stückes.

Man sieht hieraus, daß es nun wohl auch in dieser Hinsicht nicht einerlei genannt werden darf, hier oder im théatre français gegeben zu werden; allein die Dichter setzen sich darüber weg; sie selbst sehen nur die allerersten Vorstellungen an und begnügen sich damit, von den folgenden nur ihre Tantiemen einzustreichen, ohne von dem Verfall ihrer Pracht und Größe mit eigenen Augen sich zu überzeugen.

Dumas wollte im Herbste Deutschland besuchen, und zwar nicht blos, um es oberflächlich kennen zu lernen. Er gedachte sich in Wien und Berlin aufzuhalten. Ich bin überzeugt, daß er sich bei uns bald Freunde machen wird; seine französische

Liebenswürdigkeit und treuherzige Anhänglichkeit an uns wird leichter unsere Sympathien erwecken, als Hugo's fast deutscher Ernst und seine Aeußerungen über deutsche Kunst und Art, von deren Leerheit wir uns bald überzeugen, da er fast nichts von uns weiß. Ich wenigstens habe keinen starken Glauben an solche Zuneigungen, die sich auf nichts gründen. Und wär's auch nur bei Dumas die deutsche Geliebte, die ihm unser Vaterland werth macht, so wär's ein Grund, und ein nicht zu verachtender. Dabei läßt sich aber auch annehmen, daß sie ihm gewiß von Deutschland ein recht warmes Bild entworfen und eben so gewiß ist es, daß er ihr auf's Wort geglaubt hat.

Auch deutsch schreiben kann Dumas, so versicherte er mich wenigstens; und um es zu beweisen, gab er sich die Mühe, mir ein Pröbchen seiner deutschen Handschrift zu überreichen. Es war die Vorrede zu Raupachs Schauspielen, die er gerade bei der Hand hatte; die Schrift war gut, die Buchstaben hübsch geformt, nur war der

Uebelstand dabei, daß er stets ein t für ein l gemacht hatte. So sind die Franzosen! und der wußte noch von Deutschland am meisten. Aber wer von uns würde sich einbilden, nur etwas von Frankreich zu wissen, der parte für parle und chevat für cheval schriebe?

17.

„Sagen Sie denen in Deutschland, die mich einen Zerrissenen nennen, daß ich vielleicht der Ganzeste bin," rief mir Heine lachend beim Abschiede zu.

Dieser Abschied kam uns Beiden zu schnell. Wir hatten uns wieder an einander gewöhnt und kein Tag verging, an dem wir uns nicht sahen. Ich gehöre zu den Wenigen, dessen darf ich mir schmeicheln, mit denen Heine gern spricht, und die er, nach seinem eigenen Ausdrucke, „ohne alle Anstrengung lieben kann."

Wir hatten uns seit vier Jahren nicht gesehen, und ich fand meinen Freund im Aeußeren sehr

verändert. Er hatte die Magerkeit abgelegt und ein Embonpoint dafür angenommen, das ihn nicht übel kleidet; seine Röcke waren nach der letzten Mode, doch trägt er die Kleider nachlässig, offen hängend, nicht mit der Sorgfalt eines fashionablen Dandys. Dabei weiß er sich über die herrschenden Moden Rechenschaft zu geben. So war es wahrhaft ergötzlich, ihn einst drei Silberhäkchen an dem breiten Sammtkragen seiner Redingote mit Wärme gegen George Sand vertheidigen zu sehen, die sie heftig als geschmacklos angriff und behaupten wollte, daß sich kein Mensch so trüge. Es war jedenfalls schmeichelhaft für unsern Dichter, daß die schöne Frau ihm diese Aufmerksamkeit allein bezeugte, denn es befanden sich in der That noch einige Herren zugegen, welche eben solche Röcke anhatten, die gerade damals sehr im Zuge waren.

Diese rücksichtsvolle Aufmerksamkeit für die Mode, so wie die eben frisch frisirten Haare ließen mich sogleich beim ersten Besuche errathen, daß

Heine in einem engen Verhältnisse zu einem schönen Weibe stehen müsse, und ich hatte mich nicht getäuscht.

„Ich werde Sie meiner Frau vorstellen," sagte er und führte mich zu einem kleinen, eleganten Salon, wo Madame Heine auf den schwellenden Polstern eines Divans saß und eine Tapisserie zwischen den niedlichen Fingern hielt. Ich will, um vorhinein breitem Geträtsche zu begegnen, hier erinnern, daß in Paris bekanntlich ein Gang zum Maire genügt, um eine giltige Ehe zu schließen, daß sich aber Niemand in der Gesellschaft darum kümmert, ob man die Formalität bereits befolgt habe, oder sie zu befolgen sich noch vorsetze. Die Frau, welche in Gemeinschaft mit einem Manne lebt, wird nie anders als Madame titulirt, und Monsieur Heine führte Madame Heine als solche in die anständigsten Cirkel.

Eine hübsche Brünette mit Feueraugen, aus denen Geist blitzt. Er lernte sie vor sechs Jahren, gleich nach seiner Ankunft kennen, und nach man=

nigfachen Abenteuern und Schwebungen auf- und abwärts gestaltete sich denn dieses angenehme Verhältniß daraus, das Heine in jenem Augenblicke sehr beglückend zu erfüllen schien.

„Es ist als ein Hauptvorzug an Mathilde zu rühmen,“ sagte er scherzend, „daß sie von der deutschen Literatur nicht das Geringste weiß, und von mir und meinen Freunden und Feinden kein Wort gelesen hat.“

„Die Leute sagen,“ fügte Mathilde dann hinzu, „daß Heinrich ein sehr geistreicher Mann sei und schöne Bücher geschrieben haben soll, ich merke aber nichts davon und muß mich begnügen, es auf's Wort zu glauben.“

Dies Verhältniß schmeichelt Heine's Eitelkeit nicht wenig. So wie sonst wohl Fürsten ihren Stand verbargen, um zu sehen, ob sie ihrer persönlichen Eigenschaft wegen von schönen Seelen geliebt werden konnten, so verschweigt Heine bei seiner Frau seine geistigen Anwartschaften, und ist entzückt, sich doch geliebt zu wissen und zwar

— parcequ'il est bien! wie es in der zärtlichen Kunstsprache heißt.

Heine's Leben ist zwischen angenehmen Genüssen der mannigfaltigsten Art getheilt. Da er zur eleganten Literatur gehört, und die romantische Schule Deutschlands, von der in gewissen Kreisen viel fait gemacht wird, einzig und allein in Paris repräsentirt, da ferner seine Schriften in Deutschland verboten sind, und er für den Chef der unsichtbaren Loge eines nirgend existirenden jungen Deutschlands angesehen wird, und endlich, da er wirklich als ein Mann voll Poesie, Geist und Witz, zu den angenehmsten und aufgewecktesten Gesellschaftern gehört, die man in Paris ihrem vollen Werthe nach zu schätzen weiß, und diese Eigenschaften doch wieder den Stempel der Originalität und des Fremdartigen an sich tragen, so ist es kein Wunder, daß er sich eine Menge bedeutender Freunde erworben und Zutritt in den besten Gesellschaften hat. Die Einladungen folgen unaufhörlich; im Winter sind es Soireen und

Bälle, im Sommer eine angenehme Villeggeatura auf den Landsitzen eines Freundes oder einer Freundin. Ein Hang zur Zurückgezogenheit, der in ihm zu Zeiten erwacht, und die Lust, ein Nordseebad aufzusuchen — die Nordsee sei seine Geliebte, sagt er selbst irgendwo — stören allein die gewohnte Art zu leben.

Seine Laune scheint nie getrübt; was ihm auch in jüngster Zeit Unerwartetes und Widerwärtiges begegnet, es ist nicht im Stande, ihn zu verstimmen. Sein Witz ist ein sprudelnder, nie versiegender Born, und er verläugnet den Verfasser der Reisebilder keinen Augenblick. Die ergötzlichsten Schilderungen entwirft er mit bewundernswerther Leichtigkeit, die komischsten Charaktere entwickelt er im Gespräch, und eine lebendige Gallerie von Gumpelinos, Hyacinths, Schwablewopski's springen vor unsern Augen umher.

Die **Revue des deux mondes** ist wohl jetzt das angesehenste der französischen Journale, und

wie ich glaube mit Recht. Heine ist Mitarbeiter an demselben. Sein Verleger ist Renduel, der eigentliche romantische Buchhändler, dessen Handlung das Foyer der Romantik bildet. Bei ihm findet man stets einige moderne Celebritäten, den breitschultrigen Frederic Soulié, mit dem mächtigen Schnurrbart, den trockenen und geschniegelten Granier de Cassagnac und mehre Andere. Der Ruf dieser literarischen Charaktere ist an Ort und Stelle von dem sehr verschieden, den sie über dem Rhein genießen. So mancher junge Schriftsteller, wie Michel Masson, der die Werkstatterzählungen und vieles Andere noch geschrieben, hat nur ein kleines Publikum und genießt keines besondern Ansehens. Man wunderte sich, daß wir ihn übersetzten, und noch mehr, daß man bei uns bemüht war, dem Publikum seine großen Vorzüge anzupreisen. Seine Bücher werden in kleiner Anzahl gedruckt und in noch geringerer verkauft. Der Verfasser des „il Vivere“, ein junger Mensch Namens Ferrières, der unter der

Firma Samuel Bach debutirte, ist ein Schriftsteller, den man in Paris kaum dem Namen nach kannte. Sein Buch hat keinen Anklang gefunden. Beweist dies nicht auf's Neue die Wahrheit des alten Sprichworts zur Genüge, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte? Und wenn die genannten Schriftsteller auch nicht zu den Propheten zu zählen sind, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie bei ihren Landsleuten wenigstens die Aufmerksamkeit zu erregen verdienten, die wir, die Fremden, ihnen bei ihrem Erscheinen zollten. Etwas trägt bei uns nun wohl auch das Zeitungslob bei, das von guten Freunden in vielen Blättern jenen jungen Leuten gespendet wird, und nach welchem sich unsere Uebersetzer bei ihrer Wahl richten, und nachdem sie ihre Uebersetzung dem Publikum übergeben haben, dann auch wieder für gute Recensionen und Anzeigen in gewissen deutschen Blättern Sorge tragen. In Paris aber schenkt das Publikum nur den Anzeigen einiger Journale seine Aufmerksamkeit, und achtet alle

übrigen gering. Wer z. B. in den Debats herausgestrichen wird, kann darauf rechnen, viele Leser zu finden; wen hingegen der Constitutionel lobt, bleibt unangerührt liegen.

Zu den anerkanntesten Schriftstellern ist Eugene Sue zu zählen; solche Namen bedürfen keiner weitern Empfehlung. Viele Andere, die ihm nachahmten und Seegeschichten lieferten, gehören indeß blos zur Grisettenlecture.

Marmier genießt eines schönen Rufes. Er wird für einen Kenner der Literatur des Nordens gehalten, wie man die Deutsche vorzugsweise benennt. Eine Reise nach Wien heißt nämlich bei den Parisern, die mit den Wienern ziemlich auf gleicher Breite wohnen, eine Reise nach dem Norden unternehmen. Marmier beschäftigt sich fortwährend viel mit uns, und wird dabei von dem redlichsten Willen beseelt. Seine zahlreichen Freunde, die er sich bei seinem Aufenthalt in Deutschland erworben, erinnern sich seines artigen, unbefangenen Wesens wohl stets mit Vergnügen. Ohne

gerade mit einem ausgezeichneten Talent begabt zu sein, ist er doch vielseitig ausgebildet, und hat sich in so Manchem mit Glück versucht: als Kritiker, Dichter, Uebersetzer aus verschiedenen Sprachen. Daß er zu dem „Europäischen Theater," welches die Meisterwerke aller europäischen Bühnen in guten Uebersetzungen liefern sollte, den Nachtwächter von Körner als ersten Beitrag brachte, lag wohl weniger in der Unkenntniß unserer Literatur, als in der Kenntniß seiner Fähigkeiten. Er getraute sich wahrscheinlich nicht, etwas Bedeutenderes zu wählen, und wollte der an ihn ergangenen Aufforderung nicht gern eine Weigerung entgegenstellen.

Obgleich so viel von der Theilnahme an unserer Literatur in Frankreich, und namentlich in Paris gesprochen wird, so mag doch wohl am besten diese Angaben widerlegen, daß alle Unternehmungen, die sich auf diese Theilnahme zunächst gründen sollen, zu keinem rechten Gedeihen kommen konnten, wie Börne's Balance, die Revue

du Nord und die Revue germanique hinlänglich beweisen.

Ich sah bei Marmier außer einer Menge deutscher Bücher und anderer Erinnerungen aus Deutschland auch die sitzende Statue Tiecks in Gyps, als Andenken an seinen Aufenthalt in Dresden und die freundliche Aufnahme, die er in Tiecks Hause gefunden.

Ich bedauerte sehr, Lerminier, den ich in Heine's Gesellschaft besuchen wollte, nicht zu Hause gefunden zu haben, und keine Zeit mehr zu gewinnen, meinen Besuch bei ihm zu wiederholen.

18.

Wer Thalberg nicht spielen hörte, weiß nicht, welche Gewalt der Flügel hat; man glaubt eine Orgel zu hören.

Es war eine der beliebtesten Hiller'schen Soireen. Ferdinand Hiller, der junge Frankfurter, mit dem Feuergeiste, dem Ungestüm, der ächten

Kunstliebe, sah, während er in Paris wohnte, jede Woche im Winter Alles in seinen Salons, was von musikalischen Notabilitäten vorhanden war. Dort machte man nur gute Musik, und die Gesellschaft lauschte mit andachtsvoller Sammlung, mit angehaltenem Athem diesen seltenen Genüssen.

Ich will meinen Blick in dem kleinen eleganten Raume umher schweifen lassen und meinen Lesern gewissenhaft berichten, was ich sehe. Dort jener kleine Mann in schwarzer Kleidung, mit dem rothen Bande der Ehrenlegion, mit den schneeweißen Haaren und dem bleichen Gesichte, aus dem noch ein Paar Feueraugen leuchten, der wie verloren mit ahnungsvoller Miene den Klängen lauscht, den Kopf leise bewegt, indeß sich ein feines Lächeln um den Mund entfaltet, ist Cherubini. Der große Meister wirkt noch als Director des Conservatoriums und als Schöpfer erhabener Kirchenmusiken; seine genialen Opern sind von der Mitwelt nicht mehr gekannt, ungeachtet sie

die größten Schönheiten enthalten. Man hört darüber klagen, daß seine Stoffe zu langweilig sind; allein Lodoiska und den Wasserträger kann dieser Vorwurf nicht treffen. Mehr ist es vielleicht in seinen heroischen Opern der Fall, wo die großen Tenor- und Sopran-Arien, so tief und herrlich sie auch gedacht und empfunden sind, zu große Kräfte der Künstler in Anspruch nehmen, und so ausgeführt, wie man sie gewöhnlich hört, eher Mißfallen als Beifall erregen. Es wäre in der That ein dankenswerthes Unternehmen, aus Lodoiska, Faniska und der Reise auf den St. Bernhardsberg, die herrlichsten, ansprechendsten Stücke zusammenzustellen und eine passende Handlung dafür zu erfinden.

Jener große, breitschulterige Mann mit dem breiten Gesichte, in dem ein deutscher Ausdruck liegt, schwarz gekleidet, in Schuhen, das rothe Band im Knopfloch, die Haare stark grau gefärbt, der so eben aufsteht und die Geige ergreift, um eine Beethoven'sche Sonate zu accompagniren,

ist einer der seltensten Virtuosen. In der Zartheit des Vortrags überragt ihn Keiner; wie er auf seinem Instrumente zu singen versteht, wie die Bogenstriche verhallen, wie die leisen Töne säuseln, welch' ein Ausdruck! Das ist Alles klassisch und gediegen, kein dithyrambisches Feuerwerk! Und wie diese Gediegenheit, diese herrschende Ruhe sich bei allen brillanten Sprüngen, bei allem modernen Ueberbiethen stets im vollsten Ansehen zu erhalten weiß, möge als der vollständigste Beleg für ihren innern Werth gelten. Der ruhige, ernste Mann, der so trefflich spielt, der so bescheiden und anmuthig spricht, ist Baillot.

Ein feingekleideter Mann, mit dem Air der vornehmen Welt und einem schönen Gesichte, der mich durch sein Aeußeres an meinen Freund Bärmann in München erinnerte, ist Onslow.

Der junge, schlichte Mann mit der Brille, der sich so eifrig mit den jungen Damen unterhält, ist Halevy. Diese untersetzte Gestalt mit den markirten Zügen, dem starken Barte und den

scharf gezogenen Augenbrauen ist Adolph Nourrit, der Held der großen Oper; und jener kleine, elegant gekleidete Mann mit dem freundlichen Lächeln und den hübschen Augen ist Chopin, der gewaltige Klavierspieler, der ganz Paris durch sein Talent **en emoi** setzt.

Am Flügel saß ein junger, etwas korpulenter Mensch, mit dichtem, schwarzem Kraushaare und einem hübschen, starkgefärbten Gesichte; Feuer, Kraft und Geist sprachen aus dem ganzen Wesen des jungen Mannes, und die Beethoven'sche Symphonie, die er mit Baillot meisterhaft spielte und eben beendigt hatte, erregte den lautesten Enthusiasmus. Dies war Hiller selbst, unser freundlicher Wirth.

Jetzt richteten sich alle Blicke auf eine hübsche, jugendliche Erscheinung, welche so eben aus dem Nebenzimmer trat, wo sich viele der andächtigsten Zuhörer während des Vortrags der Sonate aufgehalten hatten. Es war ein junger Mensch, der eben erst in die Jünglingsjahre getreten zu

sein schien, so jugendlich sah er aus. Das Gesicht war schön und edel; Auge und Stirne zeigten einen schwärmerischen Ausdruck und eine lebhaft bewegte Phantasie; die Nase, stark gebogen und etwas gesenkt, gab dem Kopfe einen sehr eigenthümlichen Ausdruck; ein kleiner, fast weiblicher Mund vollendete den seltsamen Eindruck, den diese Erscheinung auf mich machte. Er ging zum Flügel, und Alles war augenblicklich stille, was noch vor einem Augenblicke sich in laute Lobeserhebungen über das eben beendete Meisterstück ergossen hatte. Bevor der junge Mensch sich setzte, ging er jedoch auf Baillot und Onslow zu und entschuldigte sich bei diesen Meistern auf die anspruchloseste Weise, daß er etwas spielen würde, was sie so oft schon gehört, und daß er eben durchaus nichts spielen könnte, was werth sei, von ihnen angehört zu werden. Diese Feinheit wurde wie natürlich mit Artigkeiten erwidert. Hierauf setzte sich der Jüngling zum Klavier, fuhr mit der Hand über die Stirne und begann dann zu spielen.

Dies war Sigismund Thalberg. In neuester Zeit hat der wüthende Dilettantismus den meisten Musikfreunden den Genuß am Clavierspiel verdorben. Seitdem man Schnellunterrichtsmethoden, Maschinen, den Fingersatz zu erleichtern, und andere industriöse Sächelchen erfunden hat, um lediglich dem Bedürfniß abzuhelfen, ist das Klavierspiel rein mechanisch geworden, und es ist nichts Zurückschreckenderes für mich, als beim Eintreten in ein reputirliches Haus, das mir sonst wohl gefiele, so ein musikalisches Gehämmer zu hören, wodurch Tochter oder Frau ihre sogenannte musikalische Bildung und ihre Liebe für die Kunst an den Tag zu legen bemüht sind.

Mit denen, die sich öffentlich hören lassen, ist es nicht viel besser bestellt; viele unserer Virtuosen sind aus solchen Dilettantenschulen hervorgegangen, und der Beifall einer gutmüthigen Salonzuhörerschaft hebt solch' ein tastenhämmerndes Wesen auf das Theater oder in den öffentlichen Concertsaal, wo es für verkaufte Billete

viele ehrliche Gemüther mit tödtlicher Langerweile erfüllt. Dies hat die Concerte so sehr in Verruf und Verfall gebracht; die brillanteste Fingerfertigkeit erregt keinen Enthusiasmus mehr, und nur durch anhaltendes Sollicitiren und quälende Empfehlungsschreiben gelingt es einem solchen alltäglichen Concertgeber, einige gutmüthige Narren für seinen Zweck zu ködern.

Nur das Außerordentliche kann noch Anspruch auf jene laute Anerkennung machen, die an Enthusiasmus gränzt. Paganini und Thalberg sind nach meinem Dafürhalten die beiden Gipfel der modernen Instrumental-Virtuosität.

Thalberg ist der Sohn eines hochgestellten Mannes, und erblickte in demselben Jahre, demselben Monat und derselben Stunde mit dem Herzog von Reichstadt das Licht der Welt. Er wurde mit diesem unglücklichen Prinzen erzogen, der für ihn die wärmste Zuneigung fühlte. Thalberg war trostlos bei dem Tode seines jungen Freundes. Er würde gern sein großes Talent,

allen Ruhm, der ihn erwartete, sein Leben selbst hingegeben haben, wenn er dadurch den Prinzen in's Leben zurückzurufen im Stande gewesen wäre. Schon in seiner früheren Jugend war Thalberg in Frankreich gewesen.

Diese Umstände, die ich in Paris erfuhr, und die dort ziemlich allgemein verbreitet waren, trugen nicht wenig dazu bei, dem jungen Künstler die glänzendste Aufnahme zu bereiten.

Man kann für Thalbergs Spiel weder die Ausdrücke brillant noch elegant gebrauchen; es ist wirklich colossal; Cherubini äußerte verwundert: „Wenn man mich mit verbundenen Augen dieses Spiel hätte anhören lassen, so würde ich nicht gewagt haben, das Instrument für einen gewöhnlichen Flügel zu halten.“ Unter des Künstlers Händen kommt es der Gewalt der Orgel gleich. Wenn man ihm in die Noten und auf die Hände sieht, so wächst das Erstaunen noch um ein Bedeutendes. Wie ist es möglich, dies Alles zu greifen? fragt man sich. Die geschicktesten Kla-

vierspieler sagen, man müsse dazu ein Paar Finger an jeder Hand mehr haben; aber in der That hat Thalberg nur seine zehn Finger, wie jedes andere Menschenkind. Aber wie weiß er sie zu gebrauchen? Während neun davon die schwierigste Variation ausführen, spielt der kleine Finger der linken Hand das Thema dazu, mit einer Präcision und Delikatesse, daß es eine Freude ist. Im Spielen läßt der junge Hexenmeister manchmal sein Auge voll schwärmerischer Begeisterung im Kreise der Zuhörer umherschweifen, oder schlägt es in die Höhe. Seine Haltung ist leicht und ungezwungen, sein Anstand edel, man sieht es dem Körper nicht an, welche ungeheure Schwierigkeiten er überwindet. Die Mechanik ist im besten Zustande und wohl eingeübt, nur der Geist ist in einer höhern Thätigkeit begriffen.

Chopin, der Einzige, der Thalberg an die Seite zu setzen ist, spielte an diesem Abend nicht. Es schien mir eine Schicklichkeit von ihm zu sein.

Was hätte hier wohl ein Ueberbieten sollen? Und daß er nicht schlechter spielen wollte, kann ich ihm eben so wenig verdenken.

Als Thalberg gespielt hatte, trat eine lange Pause ein; die Damen hüpften zum Thee; die Herren rotteten sich plaudernd zusammen; der Athem der Bewunderung machte sich Luft und schwebte wie ein feiner Duft durch die Versammlung; ich aber hüllte mich in meinen Mantel und schlich durch ein Seitenkabinet zu meinem Kabriolet. In der etwas entlegenen **Rue St. Florentin** war Alles still und öde; die Equipagenreihe stand unbeweglich an Hillers Hotel; Pferde und Kutscher schliefen; es war Mitternacht vorüber.

Und während wir hier so geistig schwelgten, lauert dort der Mord, der Verrath, sinnt hier der gemeine Spitzbube auf Betrug, und der politische Verbrecher auf irgend ein entsetzliches Attentat; aber der ruhige Epicier schläft hier, wie in der kleinsten Stadt Deutschlands, nebst seiner Frau

dem arbeitsvollen Morgen ruhig entgegen, und weiß nichts von Thalbergs Spiel, noch von den übrigen Genüssen und Schrecknissen der großen Stadt. Doch, auch er ist ein Pariser und girirt sich so in der Fremde. Daher ist es nothwendig, einen Unterschied zu machen, und nicht jede einfältige Bonne, die aus Paris kommt, für etwas Besonderes zu nehmen, nicht jeden Reisenden, der in Paris war, mit dem vertraut zu halten, was man damit zu verbinden und vorauszusetzen pflegt. Ich kenne Leute, die zu faul waren, sich aus dem philiströsen Schlafrock zu reißen, um eine interessante Soiree zu besuchen, aber dann, nach Hause kommend, erzählen, wie ungastfrei man in Paris sei, und wie schlecht man sich dort unterhalte.

Wahr ist es, daß Pfeife, Bier, Geschrei um kleine innere Händel und Komödiantenspectakel in guter Gesellschaft nicht angetroffen werden, und daß es leider Vielen unter uns ohne jene Würzen und Salze nicht wohl werden kann.

Ich verließ Paris diesesmal nach einem fast dreiwöchentlichen Aufenthalte; seit einem Zeitraume von zwanzig Jahren habe ich es mehremale besucht und manchmal längere Zeit dort verweilt, ich maße mir daher an, es ziemlich genau zu kennen.

Man hat in letzter Zeit so Vieles über diese Stadt geschrieben, Wahres und Falsches, Erhebliches und Unerhebliches, mit und ohne Partheilichkeit; man sollte glauben, daß der Stoff am Ende erschöpft sein müsse und doch ist er es nicht. Alle Tage ereignet sich dort Neues, der Aufzeichnung Werthes, alle Jahre verändert sich Paris und nach Verlauf von zehn Jahren ist es so ein Anderes, daß man sich nur schwer darin zurecht findet.

Paris ist ein Studium für ein Menschenleben, und ich darf mit Ueberzeugung hinzufügen, ein angenehmes; in jedem Alter kann man sich darin, mit einiger Beweglichkeit des Geistes und Körpers, sehr wohl fühlen. Ich habe es auch noch

nicht aufgegeben, meine Studien in dieser Hinsicht fortzusetzen und will jede Muße, die mir zu Theil wird, diesen für mich höchst angenehmen Bestrebungen opfern.

Feste in München.

Die letzten Regierungsjahre des edlen Fürsten, der für alle Zeiten den Namen „des guten Vaters Max" in seinem Lande behalten wird, waren glänzend und freudvoll, und ich zähle es unter die mancherlei Glückszufälle, die mich betroffen, daß ich damals in München lebte.

Zwei Eigenschaften charakterisiren besonders die Einwohner von München: innige Anhänglichkeit an ihr angestammtes Fürstenhaus und die daraus entspringende Theilnahme an allen Freuden und Leiden desselben, und eine südlich sinnliche Lust für Prunk und Gepränge, der man sich dort von alten Zeiten her gern überließ. Nirgend bestehen

im Vaterlande noch wie in München jene mummenschanzartigen Gebräuche, die im buntesten Wechsel das Jahr umgürten; und nirgends gebar unsere nüchterne, solchem Wesen im Ganzen schroff widerstrebende Zeit, eine solche Menge neuer und interessanter, die nicht nur dem Namen nach Volksfeste sind, sondern den ächten Stempel derselben an der Stirne tragen und ihre Fortdauer im dafür regen Sinne des Volkes wahrhaft verbrieft haben. Wenn nun der Münchener im gewöhnlichen Leben einfach erscheint, vielleicht einfacher als der Bewohner irgend einer anderen deutschen Hauptstadt, so zeigt er bei solchen Gelegenheiten einen höhern Schwung; er überschreitet die scharf gezogene Gränze der bürgerlichen Verhältnisse, er artet in gewissem Sinne aus, und es bedarf nicht eben des Faschings für ihn, um sich in theatralischem Flitteraufputz bald sinnig, bald ausgelassen, phantastisch oder grotesk durch Münchens Straßen zu bewegen. Irgend Ereignisse der verschiedensten Art stacheln ihn hiezu auf: bald ist es die Rückkunft des Königs,

bald ein Geburtsfest, eine Wiedergenesung, eine Vermählung oder eine andere freudige Veranlassung im Königshause.

So entstand das weitberühmte Oktoberfest, und ich darf wohl nicht an die neuesten Erscheinungen in dieser Sphäre, der Aufzüge bei Gelegenheit der königlichen Jubelhochzeit, der Erhebung eines baierischen Prinzen zum Könige von Griechenland, und ähnliche Freudenfeste erinnern.

König Maximilian Joseph nährte diesen Hang durch seine Persönlichkeit. Obgleich einfach in seinen Gewohnheiten, umgab er den jungen Königsthron mit allem Glanze der Herrschaft. Nicht blos auf Gemälden erblicken wir seine hohe Gestalt in der goldgestickten Dalmatiar und dem herabwallenden Purpurmantel, sondern auch im Leben erschien Baierns Fürst so gekleidet, wenn ein Fest dazu die Veranlassung lieh. Ich erinnere mich stets mit wahrer Freude des imposanten Eindrucks, den der König auf mich machte, wenn er sich im Kostüm eines Großmeisters des heiligen Georg

mit dem spanischen Hute und dem Schleppmantel von Hermelin in die Kapelle begab. Pagen trugen ihm die Schleppe, Ritter, gleich ihm gekleidet, folgten, und die alterthümlichen Hartschiere säumten den Zug.

Diese herrlichen Bilder, die sich von Zeit zu Zeit vor unsern Blicken bewegen, haben etwas ungemein Reizendes, und geben dem Alltagsleben einen poetischen Schmuck. Darin ist München wahrlich den andern deutschen Städten vorzuziehen, und wie eine fremde Stadt mitten in Deutschland, eben dieser Seltenheit wegen, zu betrachten.

Eines der größten Feste, die München sah, war wohl das, welches zur Vermählung der ältesten Tochter des Königshauses mit dem Sohne Napoleons gefeiert wurde. Die Pracht, die sich damals zeigte, war ganz der Bedeutung des Festes entsprechend. Die junge Neuvermählte, das geliebte Kind Baierns, sah man nach dem mailichen Italien ziehen, in die prachtvolle Residenz des neugeschaffenen Königreichs, an einen Hof, welcher

selbst den kaiserlichen in St. Cloud bei weitem verdunkelte, der sich selbst den Kindern des Glücks in nachgerückter Perspective zeigte, mit dem mächtigsten Throne der Welt geschmückt, den sie berufen schienen zu besteigen.

Damals soll München beleuchtet gewesen sein, daß man glaubte, es schwimme in einem Feuermeer, und Wein sprang aus künstlichen Fontainen, die auf dem neuen Max-Joseph-Platze errichtet waren.

Als der Kronprinz Ludwig die huldvolle Prinzessin Therese von Hildburghausen heimführte, drängten sich wieder Feste an Feste, und als Denkmal wurde das schöne Fest auf der Theresienwiese gestiftet, das, alle Jahre wiederkehrend, an jene Tage der Freude und der Verheißung noch die späten Enkel erinnern wird.

Bei der Begründung der Constitution sah man den alten Reichsehrenhold in seinen bunten Farben auf die Plätze der Stadt reiten und an den Straßenecken nach allen vier Winden das

große Werk ausrufen. Alle diese Begebenheiten erhielten durch solches Beginnen eine ernstere Weihe, und einen Grad von Feierlichkeit, der sich nicht beschreiben läßt.

Aber auch geringere Veranlassungen, wie z. B. der zufällige Besuch eines befreundeten Fürsten, riefen Anstalten hervor, wie sie an andern Höfen unter ähnlichen Bedingungen wohl nie statt finden.

Man erwartete Alexander von Rußland, und beabsichtigte ihm ein Fest im Isarthortheater zu geben, das seinem an orientalischen Prunk gewöhnten Auge dennoch Ueberraschendes bieten sollte.

Das ohnedies schon tiefe Theater erhielt zu diesem Zwecke einen hölzernen Anbau, der es noch um ein Bedeutendes vergrößerte. Hier sollte unter lebendigen Lauben der edelsten Pflanzen ein Mahl eingenommen werden, und deßhalb behielt diese Bretterhütte, nachdem sie längst ihres Schmuckes entkleidet war, und dem Director Carl bei seinen Ritter- und Pferdestücken blos noch zum Stalle diente, stets den Namen „Speisesaal",

den man sich ohne jene ursprüngliche Beziehung unmöglich zu enträthseln im Stande wäre.

Ein Kanal wurde aus einem unweit des Theaters vorüberfließenden Bach durch das Gebäude so geleitet, daß er diesen Speisesaal von der eigentlichen Bühne trennte und zugleich einige Springbrunnen mit Wasser versah, die hie und da angebracht waren. Auf dem Kanale schwammen zierlich geschmückte Gondeln umher, in denen Amoretten saßen und lustig die Ruder bewegten.

Der König wollte seinen erlauchten Gast durch das glänzende Haus bis an diesen Zauberstrom führen, von wo aus man in den feenhaften Bezirk des duftenden Haines blicken konnte, die darin errichteten Tafeln sah und die Musik vernahm, welche aus den Büschen erklang. Aber nirgend zeigte sich eine Brücke um dahin zu gelangen. Da sollte auf einen Wink des Königs eine der Gondeln vor den Monarchen halten; eine Blumenbrücke sollte sich daraus aufschlagen, beide Ufer verbindend, und unter dem Geleite einer Schaar

luftiger Wesen sollten die gekrönten Häupter über die Brücke sich zur Tafel begeben.

Nur dieses einzigen Zuges will ich Erwähnung thun, um einen Begriff von dem Ganzen zu geben; ich unterlasse es hier, von der Ausschmückung der Säle zu sprechen; Alles war auf das Kostbarste verwandelt und umgestaltet; selbst die schmutzigen und unscheinbaren Locale der Handwerker mußten der ausgesuchtesten Eleganz weichen. So waren z. B. die Wände der Tischlerwerkstätte und des Malersaales mit weiten Drapperien von hochrothem Wollenstoffe und weißem Musselin, reich mit Gold gestickt und befranzt, von der Decke bis zum Boden dicht verhängt: ein Schmuck, der dem Theater verblieb, und später noch bei den größten Gelegenheiten mit dem günstigsten Erfolge angewandt wurde.

Ein Zufall machte, daß dies Fest vereitelt wurde und die großen Anstrengungen mithin erfolglos blieben.

Die Jahre **1822**, **23** und **24** brachten neue Feste der glänzendsten Art. Die Vermählungen

des Prinzen Johann von Sachsen und des Kronprinzen von Preußen mit dem schönen königlichen Schwesternpaare von Baiern, und die Feier der fünfundzwanzigjährigen Ankunft des allgeliebten Max in München.

Das Theater an dem Isarthore konnte, obgleich es damals aufgehört hatte, ein Hoftheater zu sein, und in die Hände des Directors Carl übergegangen war, dennoch bei solchen Anlässen nicht zurückbleiben. Das neue Hoftheater mit seinen mächtigen Mitteln, unter dem prachtliebenden Intendanten Stich, machte die großartigsten Vorbereitungen, aber der thätige Carl ließ sich dadurch nicht abschrecken, und setzte Alles in Bewegung, auch sein Theater im Glanze zu zeigen, und der gütige König gab ihm die erforderlichen Summen diesen Zweck zu erreichen.

Wenn bei den Balleten und Galatheatern im großen Schauspielhause Alles königlich war, so glaubte die städtische Behörde die Gelegenheit ergreifen zu müssen, bei den Festen im Volkstheater

einen Theil der Kosten zu bestreiten. Ihr verdankte man daher die Aufstellung einer schönen Decoration vor dem Gebäude, das dieses in einen griechischen Tempel umschuf, dessen Façade in tausendfachem Sternenschimmer erglänzte.

Im Innern war das Ganze zu einem Ballsaale eingerichtet, und mir wurde, in meiner damaligen Eigenschaft als Theaterdichter, aufgetragen, ein Festspiel zu ersinnen, das mitten unter den zahlreichen Ballgästen aufgeführt werden könnte.

Der Tag der Vermählung mit dem sächsischen Prinzen war zugleich der Geburtstag der Prinzessin Braut, und diese schöne Doppelfeier gab mir den Gedanken ein, um dessen scenische Ausführung sich Carls Talent höchst verdient machte.

Mit dem Glockenschlage Zwölf, als die Menge sich in bunter Maskenfreude im Saale drängte, und die königliche Familie in der großen Mittelloge versammelt war, verstummte plötzlich die rauschende Musik des Orchesters, und man vernahm säuselnde Harfenklänge, die sich aus der Höhe

herunterſenkten. Alles hob den Blick und blieb feſtgebannt auf ſeinem Platze ſtehen. Ein Chor weiblicher Stimmen miſchte ſich in die Harfen und verkündete den Weiheprieſtern, daß der ſchönſte, ſanfteſte Engel zur Erde geſendet werde, um die Menſchheit zu beglücken, und daß man ſich im Tempel bereiten ſolle ihn zu empfangen.

Die Muſiker waren in der That in der Zelle verborgen, aus welcher an gewöhnlichen Schauſpielabenden der mächtige Lüſtre niedergelaſſen wurde, und die ſchön vorgetragene Muſik machte aus dieſer Höhe eine wahrhaft zauberiſche Wirkung.

Der Männerchor der Weihepriester antwortete in einem kurzen, kräftigen Satze, aus der Vertiefung der Bühne, wo ein myſteriöſer Vorhang die Sänger den Blicken entzog.

Dieſer Anfang ſpannte ſchon die Erwartung der gänzlich unvorbereiteten Menge, die ſich jedoch bis zum Höchſten ſteigerte, als beide Chöre nun in einen zuſammenfloſſen, und Harfen oben und die andern Inſtrumente hinter dem Vorhange ſich

zu einem rauschenden Hymnus vereinigten, während dessen der Vorhang aufrollte und einen edeln Tempel zeigte, in dem zierliche Mädchen und ein Haufe artiger Amoretten Freudentänze aufführten, um die Ankunft des Abgesandten der Himmlischen zu feiern.

Plötzlich werden die Gruppen dichter, sie deuten an, daß hier ein Blumenopfer dargebracht werden müsse, und sogleich umgeben sie ein hohes Piedestal, auf dem sich eine kolossale Blumenvase befindet. Ein langer Zug der kleinsten Amoretten bemächtigt sich langer Rosenketten, umschlingt damit das Piedestal, setzt sich in Bewegung und zieht dasselbe scheinbar, während die bewegenden Kräfte im Innern der Maschine verborgen waren, mitten durch den weiten Saal, durch die erstaunte Menge, die ehrerbietig Platz macht, nach der königlichen Loge hin.

Hier hält der Zug und die Vase schwingt sich nun plötzlich, von unsichtbarer Macht getrieben, bis zur Höhe der Logenbrüstung.

König und Königin erhoben sich von ihren Sitzen, beugten sich hinüber zu den Blumen; auch die Prinzessinnen thaten dies, und die hohen Personen schienen nicht eigentlich zu wissen, was sie in diesem improvisirten Spiele für Rollen übernehmen sollten.

Ich, der unweit davon stand, und die zweifelhaften, erwartenden Mienen vor mir deutlich unterscheiden konnte, war nicht wenig verlegen, und der überdreuste Carl sagte mir am andern Morgen, es habe ihm in jenem Augenblicke doch auch fast zu keck scheinen wollen, den König und seine Familie so eigentlich wider Willen zum Mitspielen aufzufordern.

Die gemüthvolle Heiterkeit des Königs gab den gewünschten Ausschlag. „Es sind Blumen für Dich", schien er der reizenden, sanft erröthenden Braut zu sagen, und diese neigt sich und berührt die Blumen.

Da plötzlich wie mit einem Zauberschlage fallen Vase und Blumen zusammen, die nur künstlich

aus Leinwand gemacht und von einem Fischbeingestelle emporgehalten worden waren, und zwei der liebenswürdigsten Kinder, mit schillernden Flügeln und Rosen umgürtet, stehen auf dem Piedestal, als eigentlicher Inhalt der Vase, und überreichen ein zierliches Körbchen, worin ein weißes Taubenpaar und ein Gedicht, dessen glücklicher Verfasser, getroffen wie von einem electrischen Schlage, die ungeheuere Wirkung fast besinnungslos verspürte, die diese Ueberraschung auf alle Anwesenden hervorbrachte.

Die Tauben wurden aus dem Körbchen genommen, von den schönen Prinzessinnen gestreichelt und geküßt; das Gedicht befand sich bald in allen Händen der Loge und wurde gelesen und wieder gelesen. Das Paar Tauben übergab die Königin sogleich einem Diener, um es nach ihrem Landhause Biederstein zu tragen und auf's Beste für die Thierchen zu sorgen.

Jubel folgte auf Jubel; denn mit diesem Acte erschien die Kuppel des Tempels transparent, die

Namenszüge der Neuvermählten strahlten darin in Brillantfeuer, und der Chor der Priester hatte sich auf den Stufen versammelt, um unter Absingen eines feierlichen Chores die rückkehrenden Amoretten zu empfangen, die mit dem Piedestal lustig in den Tempel zogen, auf welchem die beiden kleinen Gabenspender, nach der Königlichen Loge gekehrt, unter dem Zujauchzen der Leute in einem fort Kußhändchen der Herrscherfamilie zuwarfen.

Aber noch eine Ueberraschung war vorbehalten. Das Gedicht mußte auch das Publikum zu lesen bekommen, und es erschien Carl zu gewöhnlich, es bei dieser Gelegenheit unter die Leute austheilen oder wohl gar an der Casse verkaufen zu lassen.

Plötzlich fuhren alle Köpfe in die Höhe und ein lautes Ach! schallte durch den weiten Saal, denn aus der Kuppel des Lüstres schwebte ein Ballon herab, in dessen Gondel Genien saßen, welche die baierischen Fahnen schwenkten und das Gedicht in tausend Abdrücken auf die Menge herabschütteten. Jeder suchte ein Exemplar zu er-

haschen, das Gedränge im Mittelpunkte des Saales mehrte sich schnell auf eine furchtbare Weise, und als die Kinder in der Gondel erreichbar waren, reckten sich tausend Arme in die Höhe, und ein Zerren hin und her begann, dem man nur mit kräftigem Widerstand wehren konnte, um Unglück zu verhüten. Dieser letzte zwar imposante, aber zu kühne Streich Carl's machte mich verlegen; ein Blick nach der königlichen Loge zeigte mir eine unverholene Aengstlichkeit der hohen Personen, und ich drang darauf, daß das Zeichen gegeben werde, diesem peinlichen Schauspiele ein Ende zu machen. Dies geschah, und nun hob sich der Ballon in seinen Dräthen langsam und majestätisch zur Höhe empor, während die wieder dreister gewordenen Kinder, befreit aus den Händen der rohen Masse, ihre Fähnchen schwenkten und so in die Lüftre-öffnung verschwanden, die sich hinter ihnen schloß und den von oben herabströmenden Chor schwächer werden und dann ganz verhallen ließ.

Auch der Tempel im Hintergrunde des Saales wurde durch den herabfallenden Vorhang den Blicken entzogen, und das Schauspiel endigte zur allgemeinsten Zufriedenheit.

Tages darauf äußerte auch König Max die seinige auf die ihm angeborene huldvolle Weise und sandte Geschenke von königlichem Werthe, mit kleinen Zetteln daran, auf die er mit eigner Hand den Namen geschrieben hatte, für den das Geschenk bestimmt war. „Seine Majestät haben noch gestern Abend vor dem Schlafengehen die Geschenke herausgesucht und die Zettel geschrieben," bemerkte der Kammerdiener, der sie überbrachte.

So war König Max. —

Die Zeit des Octoberfestes 1823 war dazu bestimmt, die Vermählung des Preußischen Thronerben mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern festlich zu begehen.

Carl befand sich gerade in Wien, und es war ihm nicht möglich seine Familien- und künstlerischen Verhältnisse so schnell abzubrechen, um zur

rechten Zeit nach München zu kommen, damit er die Vorbereitungen der Feste selbst leiten könne.

Ich erhielt daher von ihm den Auftrag, eine passende Veranstaltung zu treffen. Dies war kitzlich. Carl selbst war ein zu ingeniöser Kopf, der seine eigenen Ideen in solchen Fällen gern selbst geltend zu machen pflegte, als daß ich glauben durfte, meine Anordnungen würden ohne sein persönliches Mitwirken, auf seine volle Zufriedenheit rechnen können.

Der glückliche Zufall, daß ich am Ostseestrande des neuen Vaterlandes der Prinzessin geboren war, ließ mich eine Idee finden.

Ich dichtete ein kleines Drama, das ich Liebe und Treue betitelte. In der ersten Scene sah man eine arme Fischerfamilie am kurischen Strande bei Königsberg. Der Abend dunkelte tief und der greise Vater erzählte seinen Kindern von den Thaten der Voreltern und von der noch nicht so fernen Heidenzeit, die sich bis jetzt so wunderbar in vielen Dingen in diesem seltsamen Lande ab-

spiegelt. Nur hievon weiß er zu sprechen; die Gegenwart fließt diesen Leuten einförmig und gleichgültig dahin, und von den großen und feierlichen Geschichten die sich in fremden Gegenden zutragen, weiß man hier nichts.

Der älteste Sohn kehrt vom nächsten Dorfe heim und giebt der Unterhaltung eine lebhaftere Wendung. Auf der Post hat er die Nachricht gehört, daß große Freude dem Lande bevorstehe. Der geliebte Königssohn sei im Begriffe einen Bund zu schließen, der das Glück des Landes für die Zukunft sichern wird. Eine schöne Prinzessin, die er wie ein Wunder schildern hörte, habe dem Kronprinzen ihre Hand gereicht. Große Feste bereiten sich überall im Lande vor; Jubel erfüllt die Städte, bedeckt die Straßen und Wege, dringt bis in die Hütten. Ach, wenn auch sie etwas von den Herrlichkeiten zu erschauen bekämen! seufzen leise die Mädchen. Nur einmal die hohe, schöne Braut zu sehen, wünschen lauter die Jünglinge. Der Vater verweist ihnen die kühnen Wünsche, die er

fast wie Frevel schildert; er ermahnt sie, sich innig im Stillen zu freuen und ihr gewöhnliches Abendgebet, fromme Bitten an den Lenker der Welten für das königliche Brautpaar einfließen zu lassen.

Sie beginnen auf diese Ermahnung das Gebet; da klopft's an die Thür der Hütte.

Wer ist's? noch so spät? fragen sich die Bewohner und zögern zu öffnen.

Ein armer, müder Wanderer ist draußen, der um ein Obdach bittet. Man läßt ihn ein und zum Heerde sitzen. Es ist ein alter, schwacher Mann von wunderbarem Aeußern; er verschmäht jede Labung, die man ihm bietet und verlangt blos auszuruhen. Angeregt von der neuen, bebefremdlichen Erscheinung, werden die Mädchen und Jünglinge wieder munter, vergessen Schlaf und Abendgebet und ergehen sich wieder mit Lust in dem Gebiet der Festlichkeiten, von denen sie gar keinen rechten Begriff haben und sich daher in Abenteuerlichkeiten dabei überbieten. Der Wanderer übernimmt es, sie zurechtzuweisen, und als

er den frommen Sinn, die warme Liebe, die Treue und Anhänglichkeit der Leute erkannt hat, da sich nun auch die Alten in das Gespräch gemischt haben, so wird er immer redseliger. Er sagt, daß er wohl im Stande sei, ihnen ein Bild von den prächtigen Festen in Berlin zu zeigen, und als sie diese Verheißung mit freudigem Staunen, doch zweifelnd hinnehmen, fordert der Fremde die jungen Leute auf, die Nachbarn, wenn sie ihnen gleich an Liebe und Treue für das Herrscherhaus sind, auf den andern Morgen zu versammeln, wo er ihnen Wort halten wolle.

Aber die Nacht ist bereits verstrichen, und der Morgen, der ihre Neugier befriedigen soll, erglänzt schon durch das kleine Hüttenfenster. Die Nachbarn, alle eben so brav und wacker als unsere Fischerfamilie, ziehen vorüber zum Strande, und es darf nur die Thür geöffnet werden, um sie hereinzurufen. Wie aber will nun der Wanderer sein Versprechen lösen? Ist er ein Taschenspieler, wie sie ihn wohl auf den nahen Jahrmärkten ge=

sehen zu haben sich erinnern, oder gar ein Zauberer? Führt er einen Guckkasten bei sich? Was wird es sein? —

Das Räthsel löst sich.

Der fremde Mann stellt sich in die Mitte des Kreises, der sich gebildet hat, und indem er seinen Wanderstab schwingt, verwandelt sich die Scene und er mit ihr. Gewand und Bart sind verschwunden und er steht glänzend, jugendlich, wie ein Engel da. Doch ist dies nur das kleinste Wunder! Alle sind weit von dem heimathlichen Strande entrückt.

Ein Prachtgebäude auf Säulen, auf dem die Siegesgöttin emporragt, zeigt sich im Hintergrunde; eine Allee hoher, kräftiger Bäume führt dahin. Der Kundige wird wissen, daß es eine getreue Abbildung des Brandenburger Thores ist. Ein Zug von Amorinen erscheint, um das Fest der Liebe und Gegenliebe zu begehen. Das Ballet beginnt. Liebe und Gegenliebe knüpfen den schönen Bund; bei ihrer innigen Umarmung, strahlt

Alles in überirdischem Glanze. Die Säulen werden transparent, und die heitern baierischen Farben, von dem ernsten preußischen Schwarz in schmalen Linien durchzogen, scheinen darin auf und ab zu wogen; die Räume zwischen den Säulen füllen sich mit einer Wolkenscene, voll Genien, Wappen und Namenszügen; Blumenaltäre heben sich aus dem Boden empor, und aus allen Coulissen recken Genien die lieblichen Köpfe, und zeigen Aermchen die volle Kränze halten. Blumen senken sich von oben herab, steigen von unten herauf, schweben von den Seiten herein. Die ganze Scene ist nur voll von Genienköpfen und Blumen. Selbst die Victoria auf dem Thore streift die scheinbar eherne Hülle ab, und ein Liebesgott wird sichtbar, der ein Füllhorn mit Blumen auf die unten befindlichen Gruppen leert. Ein rosiger Schein übergießt Alles verklärend.

Carl war am Vorabend des Festes, zu dem ich alle Vorbereitungen geleitet hatte, in München eingetroffen, und war mit mir zufrieden. Nur

im Anfange fand er manches zu nackt und trüb, allein ich war überzeugt, daß der Contrast später desto mehr Wirkung hervorbringen werde, und wollte auch meine Anhänglichkeit für Altpreußen seiner Laune nicht opfern. Es gelang mir mein Stückchen, bis auf kleine Abänderungen zu erhalten, dafür aber fügte er die rosenfarbene Verklärung am Schlusse hinzu. Er hatte nemlich die nunmehr so alltäglich rothe bengalische Flamme zum erstenmal von dem englischen Pantomimiker Lewin in Wien anwenden sehen und sich sogleich das Nöthige zu verschaffen gewußt, um es bei unserm Festspiele in Ausübung zu bringen. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Ueberraschung ganz außerordentlich war.

Die Proben waren gehalten und der Tag der Aufführung war gekommen. Ich hatte das Theater verlassen, wo ich alles gehörig in Ordnung gefunden, und war erfreut gewesen, die Thüren schon von der neugierigen Menge umlagert zu sehen, die „wie um Brod" sich drängte, obgleich

die Zeit bis zur Eröffnung der Kasse noch ziemlich lang war. Ermüdet saß ich in meinem bescheidenen Zimmer, träumend von den schimmernden Genüssen, die der Abend bringen sollte, als ein Bote von Carl mich plötzlich aufschreckte. „Ich solle sogleich in's Theater kommen," klang die Botschaft. Die Miene des Menschen schien mir Böses zu verkünden, allein ehe ich ihn befragen konnte, war er schon fort, weil er Postpferde eiligst bestellen müsse. So rief er wegeilend zurück.

Man kann denken, mit welcher Hast ich Carls Ruf Folge leistete.

Die Thüren des Schauspielhauses waren indessen geöffnet worden, und ich hatte Mühe mich durch die dichten Haufen hindurch zu drängen. Endlich erreichte ich die Thüre zu Carls Ankleidezimmer und stürzte ohne anzuklopfen hinein. Ich fand den Impressario in Verzweiflung, auf dem Sopha sitzend, halbgekleidet, in schwarzseidenen Strümpfen und den Kopf dem Brenneisen des Friseurs hinhaltend.

„Denken Sie nur, rief er mir entgegen, der Hof kommt nicht.“

Ich glaubte vom Blitz getroffen zu sein und vermochte kein Wort zu sagen.

„So eben traf die Nachricht ein, daß die Schwester unserer Königin mit Tode abgegangen ist,“ fuhr er fort, „und ein Kammerdiener bringt mir die Meldung, daß Niemand von der königlichen Familie zum Festspiel erscheinen werde. Welch einen Eindruck wird das machen? Das Publikum wird zum großen Theile nicht wissen, was Schuld daran sei, und es förmlich anzukündigen, scheint mir nicht schicklich. Es bleibt nichts übrig, als so schnell wie möglich nach Nymphenburg zu fahren und unserm guten König die Sache vorzustellen, und ihn zu bestürmen, die freudige Erwartung des Publikums nicht auf so traurige Weise zu täuschen.“

„Ja, das scheint mir auch das Beste,“ fiel ich ihm ein, „und Ihrer Suade —“

„Was — meine Suade! —“ rief er, „ich kann nicht fort, ich muß hier bleiben, beruhigen, hinhalten, besänftigen; wenn ich fort wäre — wer weiß was geschähe.“ —

„Aber wer soll denn?“ —

„Sie,“ rief er weiter, „kein Anderer, Ihre Sache ist's. Ihr Stück ist hin, keine Beziehung wird Wirkung machen wenn der Hof nicht gegenwärtig ist, und Alles, was wir mit so großer Mühe zu Stande gebracht, ist vergebens gewesen. Das können Sie mir glauben.

Ich wußte wieder nicht was ich sagen sollte, so überrascht war ich. Den König sollte ich bestürmen in's Theater zu kommen, während eine solche Trauerbotschaft sein Haus betroffen hatte, das erschien mir so ungeziemend, daß ich um keinen Preis den Auftrag auszuführen gedachte, und genau zu wissen glaubte, wie er aufgenommen werden würde.

Jetzt meldete man, daß die Postpferde hinten am Garten seien, und meine Einwendungen mit

einem Schwall von Worten übertäubend schob mich Carl zur Thür hinaus, empfahl mir Eile, nannte mir den Kammerdiener, nach dem ich fragen sollte, um mir sogleich eine Audienz zu verschaffen, weil nach seiner Meinung der Fall so dringend sei, als ob eine Empörung in München auszubrechen auf dem Punkt stände.

Gedankenvoll ließ ich mich in größter Eile nach Nymphenburg ziehen. Ich studirte auf meine Anrede an den König und war mit nichts zufrieden, was mir einfallen wollte. Da der Weg nur kurz ist, und die Postpferde sehr liefen, so war ich früher dort als im Reinen. Es war schon ziemlich dunkel, und die lange Fensterreihe des Pallastes starrte mich unerleuchtet an. Nur in einem Fenster des linken Flügels brach ein gedämpftes Licht durch die herabgelassenen Jalousien. Alles hatte einen sehr traurigen Anstrich; die Blätter waren von den Bäumen gefallen, und das eintönige Geräusch des großen Wasserstrahles im Bassin erheiterte nichts an dem Bilde.

Ich trat in das untere Vorzimmer, sagte dem diensthuenden Kammerdiener was ich wollte, und suchte in seinen Blicken zu lesen, was ich zu erwarten haben würde. Er zuckte die Achseln, und nun wußte ich, daß der König meine Bitte nicht erhören würde; denn solche Leute, wie die Kammerdiener großer, mächtiger Herren, haben stets den feinsten Tact, und daher mußte dieser auch fühlen, wie ungeziemend mein Gesuch, wie meine Erscheinung hier in diesem Augenblicke sein mußten. Auch ich hatte so viel Tact, dies wenigstens sogleich zu begreifen und mir bangte nicht wenig.

„Ich will Sie sogleich melden," sprach der artige Mann und ging fort.

Es währte lange bis er zurück kam und meine Ungeduld stieg von Minute zu Minute. Ich dachte mir das Publikum, wie ein brandendes Meer im Theater tobend und fluthend, Carl's Verlegenheit, mein armes Stück und endlich meine Ambassadeurschaft in Nymphenburg.

Endlich tritt der Kammerdiener wieder in das Zimmer.

„Sie können Seine Majestät nicht sprechen," fing er feierlich an, „ich habe dem Könige Ihr Gesuch vorgetragen, allein derselbe will die Königin nicht allein lassen und befindet sich auch nicht in der Stimmung das Theater zu besuchen. Der König sandte mich hierauf zu Seinen königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin, indem er nichts dagegen habe, wenn „die Kinder" nach München zur Vorstellung Ihres Festspieles fahren wollten; jedoch auch diese weigern sich und werden diesen Abend bei „den Eltern" bleiben."

Ich hatte keinen Sinn für die zarte Anhänglichkeit und den schlichten, geraden Ausdruck, der sich hierin kund gab und einer wackern Bürgerfamilie Ehre gemacht haben würde. Ich dachte nur an die eiligste Rückfahrt und empfahl mich dem artigen Kammerdiener, der mir noch bedauernd bis zum Wagen folgte und die herzlich-

sten Grüße an Carl auftrug, auf den alle diese Leute große Stücke hielten.

Wie ich in München ankam, hatte das Publikum bereits eine Stunde vergeblich auf den Anfang der so pomphaft angekündigten und sehnlich erwarteten Vorstellung geharrt. Die Ursache dieser schmerzhaften Zögerung war indessen laut geworden, und zu dem anfänglichen Unwillen der Getäuschten gesellte sich nun die mitleidvolle Theilnahme an dem Unfalle, der das geliebte Königshaus betroffen.

Man drängte sich schon unter den Säulen des Theaters mir entgegen, in den Gängen standen die Leute so dicht, daß ich kaum die Bühne erreichen konnte. Man bestürmte mich mit Fragen und zog sich traurig zurück, nachdem man meine einsylbige Antwort vernommen.

Als Carl meine Botschaft empfangen, ermannte er sich plötzlich: „Angefangen," rief er, „nun ist keine Zeit zu versäumen! Wir müssen

doch Alles so machen als ob die Herrschaften da wären!“

Und die Ouverture begann; der Vorhang hob sich; das Stück nahm seinen Anfang; Alles beeiferte sich seine Sache auf das Beste zu machen; allein die leere Mittelloge, nach der sich unwillkürlich die Blicke wandten, machte einen höchst betrüblichen Eindruck und die meisten Anspielungen tauchten unter in eine allgemeine Verstimmung, ohne den leisesten Anklang zu erregen.

Am andern Morgen riethen mir einige Freunde, die Prachtexemplare des Festspiels, die für die königliche Familie in der Hofloge bereit gelegen hatten, selbst nach Nymphenburg zu bringen, und ich gab ihren Wünschen nach; allein kaum vor der Stadt angelangt, kehrte ich um, weil es mir ganz unmöglich war diesen Schritt zu thun, der so absichtlich aussah. Die schön eingebundenen Bücher wurden daher mit nach Hause genommen um später unter gute Freunde vertheilt zu werden.

So lief dieses von mir allein veranstaltete glänzende Fest ab, ohne mir eine andere Anerkennung, als die Zufriedenheit Carl's und das Lob einiger Journalisten eingetragen zu haben.

Die fünf und zwanzigjährige Jubelfeier des Königs führte andre große Feierlichkeit mit sich, worunter sich besonders eine prächtige Beleuchtung des Maximilian-Platzes auszeichnete. Der königliche Jubilar fuhr in der alten Staatskarosse aus venetianischem Glase in den Straßen umher; Mohren und Heiducken standen auf dem Tritt, Pagen auf dem Schlage, und reiche Livree führte die acht kostbar aufgeschmückten Pferde im Schritte durch das Gedränge. An diesem Tage legte auch die Stadt den Grundstein zu dem Monumente auf dem Max-Josephs-Platze, dessen Aufrichtung sich der König jedoch bei seiner Lebenszeit verbat. Man durfte leider nicht lange warten, zum Werke zu schreiten, denn kurze Zeit nach seinem Jubelfeste entschlief er sanft den Schlaf der Gerechten.

Nur einen flüchtigen Blick will ich auf Trauerfeste werfen, die ich in München erlebte, und mich dann wieder zum Heitern kehren, um diese Zeichnung zu beenden.

Eugen von Leuchtenberg war schwer erkrankt; keine Hoffnung zu seiner Rettung mehr vorhanden. Man sah seine hohe Gattin mit ihren liebenswürdigen Kindern in frommer Demuth nach der heiligen Herzogspitalkirche wallfahrten, um für den Gatten und Vater Genesung zu erflehen. Jene Kinder, die damals so unbefangen in's Leben traten, und die der unerwartete Verlust des noch jugendlichen Vaters aufmerksam machen sollte auf das Verhängniß, dem sie durch ihre Geburt angehörten. Der eine Knabe ward der Gemahl Maria's von Portugal, das schöne Mädchen dort die Herzogin von Braganza.

Der edle, menschenfreundliche Prinz Carl, den man allgemein als das treue Abbild seines königlichen Vaters bezeichnete, übte in treuer Liebe für den theuren Schwager ein frommes Werk und

löste alle Gegenstände, welche sich von armen Leuten auf dem Versatzamte befanden, aus. Es soll mehr als vierzigtausend Gulden betragen haben.

Während dieser Bestrebungen der Frömmigkeit und der Liebe umlagerten die Münchener die Portale des herzoglichen Pallastes betend und hoffend, und die ärztlichen Bülletins mit Angst erwartend, bis das letzte erschienen war, und die weinende Dienerschaft der Menge den traurigen Ausgang der Krankheit verkündete.

Der Leichzug war königlich; der Held Wrede führte ihn in eigener Person zu Pferde an. Der König saß traurig in seinen inneren Gemächern und dachte wohl eben so wenig als irgend ein Anderer, daß der prächtig aufgeschmückte Leichenwagen ihn selbst so bald schon abholen würde.

Dies geschah wenige Tage nach dem Namenstage des Königs, der noch fröhlich und gesund von dem Balle bei dem russischen Gesandten nach Nymphenburg heimkehrend, sich mit den Worten niederlegte: „daß man ihn am andern Tage nicht

zu früh wecken solle“, und dann nie wieder erwachte.

Dieses königliche Leichengepränge hatte viele Tausende von Leidtragenden herbeigezogen, deren beredte Trauer die Juwelen in der Krone, die auf dem Sarge lag, nicht verdunkelten — nein — in hellerm Glanze erscheinen ließen. Das war an jenem Tage die schönste Krone der Welt! Als der Zug von Nymphenburg sich langsam zur Stadt bewegte, herrschte eine tiefe Stille ringsumher, die nur durch das laute Schluchzen des Volkes von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde. Es war in der That das Ergreifendste, das man sich denken kann. Es waren arme Leute darunter, nach Hunderten gezählt, welche täglich ihr Mittagessen aus Vater Maxens Hofküche holen durften, Kranke, denen Arznei unentgeltlich in seiner Hofapotheke bereitet wurde, Mittellose, die unverhofft durch reiche Spenden erfreut wurden. Der König starb in der Hälfte des Monats und schon war seine Privatkasse völlig durch Wohlthaten er-

schöpft, und wie Viele waren noch vorgemerkt, die in diesem Monate unterstützt werden sollten! —

Ehe ich mein Aquarell bei Seite lege, will ich noch jene Bälle skizziren, womit das Theater am Isarthore die Münchener zu regaliren pflegte, und die sich durch manche Eigenthümlichkeit vor andern deutschen Festlichkeiten dieser Art auszeichneten, besonders aber durch die, daß man sich dort sehr gut amüsirte.

Auf jedem dieser Bälle gab es immer ein neues Anziehungsmittel: bald ein Festspiel, oder eine Tombola, ein Räthsel in lebenden Bildern, einen Maskenzug. Carl war unerschöpflich im Erfinden solcher artigen Schnurren, und dann mußte man ihn sehen, wenn er schuf und arrangirte. Es war eine Freude!

Das ganze Haus wurde mit Blumenguirlanden, Blumenvasen und reicher Beleuchtung versehen, oder man schuf es in ein ganz anderes um, indem man eine auf Leinwand gemalte Decoration rings umher spannte, die von dem frühern

Aussehen keine Spur zeigte. Ein Kabinet mit Gesträuchen und Blumen ganz bekleidet, bildete eine Laube, und ein transparenter Mondschein, im Laub versteckt, malte sich in einem schräg aufgestellten Spiegel wie im Wasser. Kleine Springbrunnen schossen hie und da empor, und verbreiteten eine Frische, so daß man sich der Täuschung um so williger hingab, daß man sich in einem Garten in stiller Mondnacht befinde. Solche Kabinete waren so recht für Liebende gemacht, oder für solche, die sich suchen und gern finden, und zur Anspinnung lieblicher Intriguen.

Es brauchte aber nicht geringer Vorkehrungen, diese Metamorphose mit den alten, schmutzigen Garderobezimmern und Werkstätten der Theaterleute vorzunehmen. Tage und Nächte, die dem Balle vorausgingen, wurden damit hingebracht. Carl verstand jedoch, selbst Mühen leicht und angenehm zu machen, und die sonst so beschwerlichen Anstalten zu den heitersten Festlichkeiten selbst in heitre und lustige Feste umzuschaffen.

Oft ging ich noch um Mitternacht in das Theatergebäude, wenn ein Ball darin vorbereitet wurde, und nahm Theil an den heitern Reunionen, die dort statt fanden, während Zimmerleute hämmerten, Tischler sägten, Tapeziere klopften und hundert Hände auf hundertfältig verschiedene Weise beschäftigt waren. Einige Künstler, junge Kavaliere und Freunde des Theaters ließen es sich bei Champagner wohl sein in den unordentlichen Räumen, und genossen den Vorgeschmack des Festes, das ihnen für die folgende Nacht bereitet wurde, mit großer Ungenirtheit.

Noch immer gedenke ich mit Vergnügen des lustigen Schwärmens und der dicken Blumenmamsell, die hin und her hüpfte, und kletterte und scherzte und sich umfassen ließ, und dabei ihre selbstfabricirten Bouquets in die Vasen steckte, welche die Logenbrüstungen umgaben.

So wurde Allen die Arbeit leicht, man schrieb die Nachtwachen nicht auf die Rechnung, und die frohe Laune, die alle sich erhielten, spann sich

fort und fort, so daß man im tollen Strudel sich bewegend keine Müdigkeit fühlte, und erst nachdem Alles beendigt war und der mächtige Abschnitt der Fasten eintrat, seiner eigenen Erschöpfung gedachte, welche die Fastendiners als eigentliches Remedium erscheinen ließ.

Doch ehe der Fasching vollends zu Grabe geläutet wurde, wußte Carl immer noch einen freien Abend zu erhaschen, um seinen Treuen einen frohen Ball privatim zu geben. Zu diesem Feste brachte er seine ganze Thätigkeit mit, strengte er seine volle Erfindungsgabe an; er achtete dabei nichts gering und beschäftigte sich so ernst mit der Ausführung seiner Ideen, als gälte es einen Hofball zu arrangiren.

Die Gesellschaft bestand dann hauptsächlich nur aus den Mitgliedern des Isarthortheaters und einigen Erwählten aus den Einwohnern Münchens, die dem Theater besondere Anhänglichkeit zeigten. Man drängte sich dazu, Einladungen zu erhalten. Die Dezenz, welche überall herrschte, schöne Toi-

letten, das vollständigste Arrangement, Alles dies machte jene Reunionen schon angenehm, die jedoch durch Carl's Humor noch einen ganz besondern Reiz erhielten. Er war unerschöpflich in pikanten Scherzen und artigen Einfällen.

Was man auch über das Privat- und öffentliche Leben dieses Mannes gesagt haben mag, so darf doch fest behauptet werden, daß sein Ton bei solchen Gelegenheiten untadelhaft war, bei aller Freiheit das Geziemende stets im Auge behielt, und den fein tournirten Weltmann in allen Beziehungen verrieth.

München bedurfte — wie es damals war — seines Isarthortheaters; jetzt herrschen andere Richtungen dort vor, und ich glaube, daß, wenn es — nach dem laut Ausgesprochenen Vieler — jemals wieder hergestellt werden sollte, ihm weder jene Bedeutung eingeräumt, noch besonders große Aufmerksamkeit geschenkt würde. Oeffentliche Feste und der allgemeine Geschmack dafür haben sich

aber in München erhalten; nirgends findet man noch wie dort maskirte Bauernzüge, Bürger mit Fahnen und andern Symbolen, Zünfte und Gewerke in mittelalterlicher Zurüstung, auch außer der Faschingzeit, am hellen Mittage durch die Straßen ziehen.

Manch colorirtes Blatt belehrt uns über diese Vorgänge, und setzt die Einwohner stillerer deutscher Städte nicht mit Unrecht in gerechtes Erstaunen.

S p i e l.

Ich hatte in Troyes dem Grafen von N....z meine vier falben Litthauer verkauft, und reiste mit den dafür erhaltenen Ducaten nach Nancy. Hier fand ich einen alten Freund wieder, dessen Quartier ich zu theilen mich entschloß, theils um in traulicher Stunde früherer Begegnisse zu gedenken, theils auch von seiner Bekanntschaft im Orte den besten Vortheil zu ziehen.

Da dieser Freund noch im Besitze von eigenen Pferden und Wagen war, so nahm ich mir vor, mit ihm nach Deutschland zurückzukehren.

Ich gab ihm meine Ducaten in Verwahrung, und er schloß sie in seine gute englische Schatulle

zu einer ganz artigen Versammlung ähnlicher Stücke. Wir machten wenig Aufwand, dinirten im Hause, besuchten das Theater, und nur wenn dieses beendet war, trennten wir uns. Ich ging dann allein nach Hause, während mein Freund noch einige Stunden bei einer kleinen Sängerin zubrachte, die sich ihm vor vielen Andern gefällig erwiesen hatte.

So waren uns ungefähr drei Wochen verstrichen, als ich plötzlich eine Störung des gewohnten Verhältnisses zum größten Erstaunen wahrnehmen mußte. Mein Freund kam nicht mehr zur rechten Zeit zum Essen, und erschien er endlich, so bemerkte ich Zerstreuung an ihm; er aß wenig, sah sehr bleich oder erhitzt aus und eilte oft, ehe noch das Dessert gebracht wurde, unter irgend einem nichtigen Vorwande davon.

Was konnte die Ursache sein? Mein Umgang mit ihm, so verträglich und behäbig, war mir nach vielen wild vorübergerauschten Tagen doppelt angenehm erschienen, als daß ich ihn gleichgültig

hätte gestört erblicken können; auch erfüllte mich die präoccupirte Miene meines Freundes mit Sorgen. Ich sann ernstlich nach, um die Ursache zu entdecken, und nicht lange, so glaubte ich sie gefunden zu haben. Der nächste Tag sollte mir schon Gewißheit darüber verschaffen. Zwei Stunden hatte ich bereits mit dem Essen warten müssen, so lange war P. noch nie ausgeblieben. Alexander, der treue Junge, mit dem blonden Schnurrbart und den großen blauen Augen, trat alle Augenblicke besorglich in das Zimmer, um zu hören, was ich von dem Ausbleiben seines Herrn dachte. Auch er schien die Ursache zu kennen, doch schwieg er bescheiden, da auch ich nichts sagte.

Endlich trappt es die Treppe herauf; P. reißt die Thür auf, winkt Alexander, daß er die Suppe bringe und wirft sich mir gegenüber in den Sessel. Sein Aussehen setzte mich in Schrecken. Bleich, schwitzend, außer Athem, das schwarze Auge glühend im Kopfe, in der Haltung ein hoher Grad

von Schlaffheit ausgedrückt. Er sah wie ein Fieberkranker aus.

Die Suppe kam; er aß nicht davon. Eben so ging es mit den andern Schüsseln, die Alexander alle kopfschüttelnd wegtrug, da auch ich, von dem Vorfalle ergriffen, und einen Stein auf dem Herzen, sie gleichfalls nicht berührt hatte. Ich konnte vor Ungeduld den Augenblick kaum erwarten, wo wir allein und ungestört waren.

„Du hast gespielt!“ fing ich endlich mit bewegter Stimme an.

„Ja!“ war seine trockene Antwort.

„Mit Unglück?“ fuhr ich fort.

„Hm!“ brummte er, und ich vermochte durchaus nicht in seinen Zügen die Bedeutung dieses Räthsels zu lesen.

„Alles verspielt?“ fragte ich weiter.

„Auch dein Gold, Bruder!“ rief er, bewegt wie es schien, mir die Hand darreichend.

„Das ist schlimm,“ sagte ich, „doch was ist nun zu thun? Wir sind entblößt. Unsere Freunde

sind. Alle schon fort, und wir über die Gebühr hier zurückgeblieben. Während ich über das Glück, dich in Nancy zu finden, das Heimreisen vergaß, und auch bei dir eine ähnliche Stimmung voraussetzte, wurdest du von andern Banden hier gefesselt. Ich mache dir keine Vorwürfe, doch was wollen wir nun anfangen?

„Nach Hause reisen!" schrie P. wild auflachend.

Und bei diesen Worten zog er einen strotzenden Beutel hervor, den er so heftig auf den Tisch warf, daß die Goldstücke im Zimmer umher rollten. Ich sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

„Fünfhundert Ducaten, Bruder!" rief P., „die dein sind, denn mit deinem Gelde sind sie gewonnen; doch du wirst mir wohl eine Handvoll davon vorstrecken, da ich rein ausgefegt bin, kahl wie eine Kirchenmaus! Höre, wie mir's ging. In einem Kaffeehause auf der place royale ist Spiel im Entresol. Du bist nie hinaufgekommen. Ich enfilirte mich nach und nach so sehr,

daß ich mit dem gestrigen Tage alle meine Baarschaft verloren hatte. Mein Unglück war zu anhaltend gewesen, als daß mir mein Spielergenius nicht hätte zuflüstern sollen: die Stunde des Glücks könne nicht fern sein. Es galt auszuhalten. In dieser Noth griff ich zu deinen Ducaten, zu denen ich noch überdies großes Vertrauen hegte, da du sie von N....z, einem wahren Glückskinde, hast. Gewinnst du damit, dacht' ich, so gehört es deinem Freunde, der dir davon so viel leihen wird, als du bis Frankfurt nöthig hast, wohin dein Creditbrief lautet. Verlierst du, je nun! so müssen deine drei polnischen Schimmel in französischem Lande zurückbleiben, und werden die gelben Fluthen ihrer vaterländischen Weichsel nicht wiedersehen. So war mein Testament in Gedanken gemacht, und mit gehöriger Kälte und einem hohen Grade von göttlicher Zuversicht im Busen, versah ich mich mit deinen Röllchen und ging in's Kaffeehaus. Wie hatte sich nun dort das Blatt gewendet! Was ich setzte, gewann. O ihr lieben

Ducätchen, dacht' ich, ihr seid ja wahre Täubchen, die alle andern der ganzen Nachbarschaft zu ihrem Schlage locken. Bald Bube, bald Aß, bald Zehne, bald Drei, und vor Allem die Dame, ich sage dir, sie kamen, wie ich sie rief, und die Croupiers schnitten Gesichter, die ein gelindes Ausderhautfahren mit möglichstem Anstande ausdrückten. Als nichts mehr in den Beutel konnte, schloß ich die Boutique und machte rechtsum, und da bin ich nun. Nun aber wird nicht mehr gespielt. Ich bin froh, daß ich Alles gerettet habe, und gleichviel, ob es dir oder mir gehört, wenn ich's den verdammten Kerls nur aus dem gierigen Rachen reißen konnte."

Ich machte dem lieben Freunde bemerklich, daß ich mich nie dazu verstehen würde, auch nur einen Ducaten von dem anzusprechen, was doch nur sein wiedergewonnenes Geld sei, allein er wollte nichts davon wissen.

„Lassen wir diesen edlen Wettstreit jetzt bei Seite", sagte er endlich, „uns thut Anderes Noth!

und Alexander hereinrufend, verschloß er das Gold vor dessen Augen, übergab ihm die Schatulle, und fuhr fort: „Lasse sogleich einspannen, packe unsere Sachen auf und fahre voraus, in dem Städtchen*** werden wir dich einholen. So kommen wir nicht mehr in Versuchung, und besorgen noch während des Tages unsere Geschäfte, ich nehme Abschied von meiner theuern Kleinen, dann diniren wir mit einigen Bekannten, die noch diesen Abend nach Deutschland reisen und uns mitnehmen wollen, so kann es nicht fehlen, daß wir Alexander noch in der Nacht wiederhaben."

Ich pflichtete ihm bei; der treue Diener erhielt seine Instructionen und wir trennten uns hierauf: mein Freund, um Abschied zu nehmen; ich, um in der Stadt umherzuschlendern, innerlich vergnügt, daß die Sache diese Wendung genommen. Um fünf sollte ich mich in dem bezeichneten Gasthof zum Diner einstellen.

Das Diner währte länger als wir es gedacht hatten, und da wir aufstanden, war die Tageszeit

bereits so weit vorgerückt, daß wir — nach der Meinung aller Kundigen — das gute Nachtquartier nicht mehr erreichen konnten, wo Alexander auf uns warten sollte. Die Nacht durchzufahren, war für die Hauptperson der Gesellschaft, einen alten Herrn, zu beschwerlich.

„Wir müssen fort!“ sprach mein Gefährte, indem er mich bei Seite zog. „Wir wollen sogleich Postpferde bestellen gehen.“

Wir eilten zur Post.

„Gib mir ein Paar Ducaten,“ sagte mein Freund.

— Ich habe nichts —

— Ich sah ja noch diesen-Morgen einige Füchse bei dir —

— Die habe ich ausgegeben, um mir noch einige zierliche Kleinigkeiten aus Frankreich mitzunehmen.

Wir standen uns mit bedenklichen Gesichtern gegenüber, denn wir hatten Beide keinen Heller, obgleich wir in jenem Augenblicke reicher als wäh-

rend der ganzen Campagne waren, und daher konnten wir weder Alexander nachfahren, noch selbst für diese Nacht ein Unterkommen bezahlen.

„Wie leichtsinnig!“ schrien wir Beide, und suchten darin den Ton des Vorwurfs recht deutlich zu treffen.

„Für die Nacht ist gesorgt! rief endlich mein Freund, und zwar sollst du mit mir zufrieden sein. Mein Mädchen war trostlos, als ich von ihr Abschied nahm, und sagte mir, daß sie heute den ganzen Abend werde weinen müssen. Wie sehr erfreut wird sie nun sein, wenn ich ihr in ihrem Schmerze wiederkehre und diesen in Freude verwandle. Du begleitest mich, und wir bringen die Stunden bis zur Abfahrt gewiß so vergnügt bei ihr zu, daß sie uns zu kurz dahin fliegen werden.“

„So komm', es ist bereits nicht mehr früh, und ich bin vom vielen Umherlaufen müde.“

— Ja komm'! das hat gute Weile! meine Kleine ist im Theater und heute ist Joconde und

Cendrillon, das dauert mindestens bis halb Eilf, und früher ist sie nicht zu treffen.

Auch gut! so wollen wir uns vor der Hand in dies Caffeehaus verfügen, und unsere Geduld an Zuckerwasser üben.

Kaum hatten wir ein Paar Gläser geleert, als mein Freund ungeduldig aufsprang. „Wir müssen uns auf die Lauer begeben,“ sagte er, „denn sie könnte heute zufällig früher nach Hause kommen.“ — Ich mußte ihm nolens volens folgen.

Wir trottirten in der Straße, wo die junge Schauspielerin wohnte, ewig lange auf und ab. Die Fenster waren finster und blieben es auch. Endlich, nachdem meine Müdigkeit sich bereits bis zum Umsinken gesteigert hatte, deutete eine größere Lebhaftigkeit der Gehenden das Ende des Schauspiels an. Wir begaben uns an das Ende der Straße, um — wie mein Freund sagte — seine Geliebte zu überraschen.

Ein Hut mit einer weißen Feder nähert sich. „Das ist sie!“ flüsterte mein Freund, „den Hut

kenne ich, den hat sie von mir beim Abschied erhalten."

— Sie ist nicht allein.

— Ihre Bonne wird sie begleiten.

— Mir scheint's ein Mann zu sein.

— Es ist doch ihre Bonne! knirschte mein Freund.

Das Paar war jetzt an uns vorübergekommen. Das Mädchen wurde von einem elegant gekleideten jungen Menschen geführt.

— Teufel! Es ist der Engländer, der ihr lange schon nachstellte, und vor dessen Zudringlichkeit sie sich kaum zu retten wußte. Wie oft bat sie mich, ihn deßhalb zur Rede zu stellen und sie zu befreien! warum hab' ich's versäumt?

— Wo bleiben wir nun?

— Nur ein wenig Geduld! das ändert nichts an der Sache. Wir müssen warten, bis er sich an der Hausthür von ihr beurlaubt haben wird, dann halten wir siegenden Einzug. Siehst Du wohl? Jetzt sind sie schon am Hause und nun wird er sich bald empfehlen.

— Nicht doch! Er geht ja mit hinauf.

— Verflucht! Nun müssen wir wohl noch ein Viertelstündchen warten. Sie durfte als Schauspielerin ihn natürlich nicht grob behandeln, so ein Mensch kann sich furchtbar rächen. Allons! laufen wir noch ein wenig auf und ab!

Und wir liefen auf und ab und der Hals wurde mir steif von dem ewigen Hinblicken zu den Fenstern, und meine Müdigkeit war nicht mehr zum Aushalten, als endlich eine neue Ueberraschung meinen Freund zur Besinnung brachte. Das Licht erlosch oben plötzlich, aber der Engländer hatte das Haus noch nicht verlassen. — Das arme, verlorene Kind hatte den verliebten Sarmaten schon weit, weit weg geglaubt und den freien Platz in seinem Herzen sogleich einem Andern vermiethet. So läuft die Welt! — Vielleicht dachte die hübsche Sünderin vor dem Einschlafen etwas Aehnliches, wie:

„Es küßt dich so lieblich die Lippe des Zweiten,
Wie nie dich die Lippe des Ersten geküßt!“ — —

Da wir kein Geld hatten, unsere morgige Reisegesellschaft bereits schlief, kein Gasthof mehr offen war, so faßten wir uns kurz, und beschlossen die Nacht im Freien zuzubringen. Mein Freund verbrachte sie unruhig mit Auf- und Ablaufen vor dem Hause des Mädchens, während ich auf einer Thürschwelle dem Schlummergott in die sanften Arme fiel.

Der Morgen graute bereits, als mein Freund mich am Arme rüttelte. Wir sahen Beide bleich aus, wie Einer dem Andern bemerkte. Wir lachten über das Abenteuer, das selbst für meinen Freund von keiner Erheblichkeit war. „Andere Städtchen, andere Mädchen!“

Im Gasthause erwartete man uns bereits mit angespannten Postpferden. Um Mittag hatten wir den Ort erreicht, den wir Tages vorher zum Nachtquartier bestimmt hatten, und wo Alexander uns erwarten sollte. Das Erste war, uns nach ihm zu erkundigen. Er hatte die Nacht hier in

Angst und Sorgen um uns zugebracht und war am Morgen weiter gefahren.

„Wenn's so fortgeht," rief mein Freund unmuthig aus, „so erreichen wir ihn erst in Frankfurt!"

Das Essen wurde aufgetragen und wir hatten keinen Heller. Es war damals zu oft der Fall, daß Glücksritter aller Art sich dadurch fortzubringen suchten, daß sie sich an gut rangirte Leute machten um mit ihnen zu reisen und sie am Ende auch noch zu betrügen. Unsere Reisegefährten kannten uns nur sehr oberflächlich und wußten von unsern Verhältnissen nicht das Geringste. Das Voraussenden der Equipage, das unbesonnene Mitschicken alles Geldes, konnten sie leicht als eine Erfindung betrachten, woran nichts wahr als unsere gänzliche Entblößung. Es kam uns hart an, unter solchen Umständen sie um ein Anlehn zu bitten, allein die Noth drängte. Man lächelte in der That sehr süßsäuerlich, als man unserem Gesuche in der Art willfahrte, daß man

unsere Zeche mitberichtigte und dies zu besorgen versprach, bis wir unsere Equipage erreicht haben würden.

An dem Abende desselben Tages hatten wir sie. Alexander wäre von hier nicht abgefahren, ohne Nachforschungen anzustellen. Gestern konnte er sich denken, daß die Freuden der Tafel uns zurückgehalten haben würden; heute aber hätte er ein Unglück besorgen müssen. Wir waren froh ihn wiederzusehen, und herzten unsere liebe, volle Chatulka!

Ohne besonderes Ereigniß kamen wir in Frankfurt an, wo wir uns vor der Hand auf einige Wochen niederzulassen gedachten. Hier war ein bedeutendes jeu clandestin, da bekanntlich in Frankfurt das Spiel verboten ist, und damals die guten Bürger, die einige Käsperln wagen wollten, sich nach Bockenheim, auf hessischem Territorium gelegen, begeben mußten.

Die Bank hielt ein Herr S., und die in großer Zahl heimziehenden Russen alimentirten sie

gar nicht schlecht. Madame G. war eine angenehme Frau, welches übrigens dazu beitrug, den Verlust der Börse nicht allzutief zu fühlen. Die gewöhnliche Gesellschaft bestand aus reichen jungen Leuten, unter denen Fürst G., Graf R., Graf D., Herr von T., die bedeutendsten waren. Alle hatten bedeutend verloren, nur ich — der ich nur klein im Verhältniß zu ihnen spielte — zeigte einiges Glück. Sie wollten Revanche an G. nehmen, und machten ihm den Vorschlag an ihrer Bank zu spielen. Er hatte zu viel von ihrem Gelde, als daß er es mit guter Art hätte ablehnen können. Nun machte man mir den Vorschlag für die Gesellschaft, an der ich durch Einlage Theil nehmen sollte, abzuziehen. Sie glaubten sich überzeugt zu haben, daß meine Hand glücklich sei. Ich acceptirte.

Die erste und zweite Sitzung wurde sehr glücklich. Es hatten sich viele Pointeurs eingefunden und der Gewinn war bedeutend. Das Ganze hatte einen familiären Charakter angenom-

men. Alle Concessionen wurden gemacht. Man ging so weit, nicht nur Gold, sondern sogar werthvolle Gegenstände für einen gewissen Preis anzunehmen. Nach jeder Sitzung wurde getheilt. Als die zweite zu Ende war, bekam ich außer einem Antheil am baaren Gelde eine englische Doppelflinte, drei Gilets aus türkischem Shawl, einen Reif gelber Brillanten, welcher ein weibliches Portrait umgab, das ich sogleich herausbrach, und großmüthig dem Verlierer wiedergab, in Allem ein Werth von ungefähr sechstausend Gulden. Die Sache ging gut, und meine gesegnete Hand wurde von meinen Partnern hochgepriesen.

Die dritte Sitzung hatte eben begonnen, als ein Bedienter G. abrief: es sei ein Fremder angekommen, der ihn zu sprechen verlange. Dieser Fremde war der alte Fürst B., der G. sogleich fömlich in Beschlag nahm, welcher froh war, eine triftige Entschuldigung zu haben, von der uns zu gebenden Revanche befreit worden zu sein. Der

alte Fürst schloß sich mit ihm Tag und Nacht ein und spielte mit ihm unter vier oder vielmehr drei Augen, denn G. besaß nur eines, und als die Thüren wieder geöffnet wurden, hatte der alte Fürst hunderttausend Thaler an G. verloren, die er von seinem Monarchen zum Geschenke erhalten.

Unsere Bank nahm sogleich ein Ende, als die Hauptperson fehlte, auf die es eigentlich abgesehen gewesen war. Ich konnte mit meinem Erfolge zufrieden sein, und die Anderen waren es auch, da sie einen Theil des Verlustes wieder herein hatten.

Unter den Spielern machte sich ein wilder Mensch von zigeunerhaftem Aussehen bemerkbar, der sich Baron K. nennen ließ, obgleich Niemand daran glaubte, daß er wirklich der Baron K. sei. Man stieß damals bei jedem Schritte auf solche Leute. Die Sage ging, der Mensch sei Bedienter beim Baron K. gewesen und habe diesem die Papiere geraubt, wodurch er sich jetzt zu legitimiren suchte. Nach Andern sollte er sogar seinen

Herrn ermordet haben, um sich der Papiere zu bemächtigen. Man wußte jedoch nichts Bestimmtes darüber, und das Gerücht hinderte nicht, daß man den Menschen nicht nur am Spieltische duldete, sondern ihn auch in den nähern Umgang zog. Mir sollte dies theuer zu stehen kommen.

Einst besucht mich K. und schlägt mir eine Taille vor. Ich schicke mich an, eine kleine Farobank zu geben.

„Was da, Faro unter Zwei!“ ruft er, „wie langweilig. Schnitt oder Stoß, da bin ich dabei!“ Und indem er nach der Taille griff, spricht er: „Ich gebe Bank!“

Ich rücke mit meinen guten Goldstücken heraus, und sehe sie eines nach dem Andern in den Rachen des Haifisches fliegen; dann kamen die andern Sachen an die Reihe. Nachdem K. Alles hatte, warf er die Karten hin und empfahl sich, mir mit höflicher Miene auf den andern Tag Revanche versprechend.

Ich war wüthend, daß ich mich von dem Gauner hatte überreden lassen; denn daß er nicht ehrlich gespielt, sondern mich nach dem bekannten Spielerausdruck „auf gewiß" genommen, war mir einleuchtend. Ich nahm die Karten, die dazu gedient hatten, mich auszuziehen, und warf sie in den Ofen, dann überzählte ich meine Baarschaft, und fand nicht mehr als dreißig Ducaten, die dem allgemeinen Schiffbruch glücklich entgangen waren. Ich gab mir feierlich das Wort, nicht mehr zu spielen, legte mich frühzeitig schlafen und träumte von Transport-Karten ohne Ende, gewinnenden Franzosen u. s. w.

Es war nach meiner Uhr acht am andern Morgen, als K. in mein Zimmer trat. Ich lag noch im Bette.

„Ich komme, um Ihnen Revanche zu geben," waren seine ersten Worte. Ich hätte den Kerl zur Thür hinauswerfen mögen, allein das ging doch nicht an. Ich sagte, ich wolle nicht spielen, er lachte; ich habe keine Karten, er zog einige

Spiele aus der Tasche; endlich: ich habe kein Geld, da schnopperte er im Zimmer umher und fand die dreißig Ducaten, die mir übrig geblieben waren, auf dem Nachttische liegen.

„Setzen Sie!“ schrie er wie toll, „Sie gewinnen Alles damit zurück.“

Und nun setzte er sich auf mein Bett und richtete sich zum Schnitt: Allons, welche Karte? fragte er dringend.

Wer jemals spielte, weiß, was man bei solchem Drängen empfindet. Spieler sind dem Aberglauben ergeben, und es ist ein alter: daß man gewinnen müsse, wenn man zum Spiele gewaltsam hingerissen werde. Ueberdieß hatte ich gestern so entschiedenes Unglück gehabt, daß ich heute wohl auf das Widerspiel rechnen konnte.

Ich nannte daher eine Karte, dann eine zweite, endlich eine dritte, und die dreißig Goldstücke waren auf die Seite meines Gegners über die Bettdecke hinwegspaziert.

„Weiter!“ rief K..

„Es ist nichts mehr da!“ sagte ich kalt.

„O warum nicht!“ fuhr er fort. Er hatte, abermals herumstöbernd, ein kleines goldenes Ordenskreuz an einer Venetianerkette gefunden.

„Dies Kreuz!“ „Unmöglich!“ schrie ich auf.

„Was ist's damit?“ fragte er kalt. „So etwas kann man bei jedem Juwelier wieder haben. Setzen Sie's zwischen zwei Karten, ich nehm's für zwanzig Ducaten an.“

Und damit legte er zwanzig Ducaten, von denen, die er mir so eben abgewonnen hatte, auf die Bettdecke.

Ich ergab mich und zog die zwei Karten. Er schlug sie sogleich, steckte Kreutz, Kette und Ducaten ein, empfahl sich lachend und versprach mir Revanche, wo und wann es mir belieben würde.

Von meiner Stimmung kann ich keine Beschreibung geben. Ich hätte mir nach dem gemeinen Ausdruck den Kopf herunterreißen mögen. Nicht blos der Verlust, sondern die Schwachheit, den guten Vorsätzen des vergangenen Abends

nicht treu geblieben zu sein, warf mich so darnieder.

Ich sprang aus dem Bette, und mit mir zugleich zur Thür hinein ein alter Jugendfreund, der als Freiwilliger mitgefochten hatte, verwundet worden war, und nun genesen aus Frankreich heimkehrte. Diese Freude drängte den ekelhaften K. und die Karten ganz in den Hintergrund. Glücklicherweise fand sich noch ein Friedrichsd'or in dem Winkel der Tasche eines Gilets, das ich seit den Tagen meines Glücks im Spiele nicht mehr getragen hatte; mit diesem Fund bereichert gingen wir nach dem Schwanen und ergötzten uns bei muntern Gesprächen, bis die Zeche das Goldstück verschlungen hatte, sehr unbekümmert, wie ich war, was die Folge der Leere meines Beutels in der fremden Stadt wohl sein könne.

Glückliche Zeit der Jugend! — Ich habe seitdem nicht wieder gespielt.

Karl Schall.

Es war im Jahre 1814, als ich in Königsberg zuerst Schall's Bekanntschaft machte. Es geschah durch sein Lustspiel: die unterbrochene Whistparthie oder der Strohmann, das unter Kotzebue's damaliger Direction des Königsberger Theaters das Licht der Lampen erblickte. Das Stück gefiel allgemein, und man hielt, sonderbar genug, Kotzebue selbst für den Verfasser, der schon einige Mal, um die Kritik, die er sich feindselig gestimmt glaubte, hinter's Licht zu führen, seine Arbeiten unter angenommenem Namen erscheinen ließ. Erst im Jahre 1817, wo ich, um längere Zeit dort zu verweilen, nach Breslau kam, sollte

ich mich von dem wirklichen Dasein des Dichters Schall überzeugen. Von hier an datirt sich das engste Zusammensein während zweier Jahre. Kein Tag verging, an dem wir uns nicht sahen; keiner fast, an dem dies nicht zweimal geschehen wäre.

Was Schall mit Glück für die Bühne geschrieben, hatte er damals schon Alles hinter sich. Seine Stücke wurden überall und oft gegeben, und er stand in dem Rufe, einer unsrer besten Lustspieldichter zu sein, von dem sich Vieles noch erwarten ließe. Diese Hoffnung nährte Schall selbst gern durch seine eigenen Aeußerungen. Er sprach von seinen Planen, die er schon ganz ausgearbeitet im Kopfe herumtrug. Damals schon hörte ich Scenen aus dem Stücke, das er später: „Schwert und Spindel" benannte, aus: dem Fatum des Freitags; er theilte mir den ganzen Plan seiner kleinen Lustspiele: „das Kinderspiel" und „Eigne Wahl" mit, die in Holtei's Jahrbuch abgedruckt sind, und wir sprachen über die Anekdote von Kant's abgerissenem Knopfe,

woraus ich später eine Novelle, er ein Lustspiel dichtete.

Rührend erscheint es, daß er — wie ein ehrlicher Mann — alle diese seinen Freunden versprochenen Arbeiten bis zu seinem Tode richtig fertig geliefert hat, wenn gleich die lange Reihe von Jahren, zwischen ihrer Conception und ihrer Ausführung, den Erfolg nicht so günstig gestaltete, als sich damals mit vollem Rechte vermuthen ließ. —

Nach einem kleinen patriotischen Stücke: „das Heiligthum," welches sich auf Preußens Königin Louise bezog, und schon deßhalb Enthusiasmus erregte, erschien das bereits genannte Lustspiel in zwei Acten: die unterbrochene Whistparthie, das noch immer, nach fast zwanzigjähriger Dauer, eine angenehme Unterhaltung gewährt. Die Intrigue war neu und überraschend, die Charaktere hatten eine überaus frische und lebendige Färbung, und der Dialog erschien so gefeilt, gerundet und reich an geistreichen Wendungen, daß er zu den

Merkwürdigkeiten der deutschen Lustspiel-Literatur gerechnet werden konnte. Einige Breite wird ihm indeß hie und da nicht mit Unrecht vorgeworfen. Was diesem ersten Werke unseres Dichters jedoch den rauschendsten Beifall in Breslau selbst zu Wege brachte, waren Beziehungen zur Zeit und Localität, die freilich auf andern Bühnen wegfallen müssen. Die Napoleonischen Krieger hatten in jener Stadt lange gehaus't, und viele der dortigen Schönen, selbst der edelsten Häuser, alten Ahnenstolz bei Seite gelassen, um einem natürlichen Penchant für diese tapfere Roture zu folgen. So ist denn die Gräfin Klausner das treue Bild einer dieser Damen, und der damals junge, von Muthwillen strotzende Dichter ging so weit, selbst in dem Namen eine ziemlich offene Anspielung anzubringen. Ein Gleiches ist mit dem Baron Scarabäus, dem Kammerherrn von Zunder und der andern Dame der Fall, deren Name mir jetzt entfallen ist.

Ein Verein von jungen, ausgezeichneten Talenten an der dortigen Bühne, Devrient, Töpfer, Kettel, die Unzelmann, Butenop u. a. kamen ihm dabei zu Hülfe, und ließen sein unbestrittenes Talent im höchsten Feuer leuchten. — Dies brachte nach kurzer Zwischenzeit die artigen Kleinigkeiten: „Trau, schau, wem" und „Kuß und Ohrfeige" hervor, die noch jetzt gern gesehen werden, und bald auf allen Bühnen heimisch waren, bis endlich Schall mit einem größern Lustspiele, zum Theil in Versen geschrieben: „die Theatersucht" auftrat, dem eine allerdings poetische Idee zum Grunde liegt, das aber die vom Verfasser selbst erhoffte Wirkung nirgends hervorzubringen im Stande war. — Mit diesem Stück schließt eigentlich seine schriftstellerische Thätigkeit für die Bühne. Der unbedeutende, ja an manchen Orten ganz unerwartet schlechte Erfolg der „Theatersucht" scheuchte ihn in sich zurück.* Schall war ein

* In Berlin fiel das Stück zweimal durch, 1. weil man Robert für den Verfasser hielt, der ein Jude war,

Schriftsteller voll Strenge und Kritik, er wußte stets, was er wollte; er glaubte die Bühne zu kennen, und nach den vorangegangenen Erfolgen auch das deutsche Publikum. Was er später vielleicht auf die Wandelbarkeit des Geschmacks, auch wohl auf den Ungeschmack zu schieben geneigt sein mochte, konnte hier noch keine Anwendung finden, denn seine Stücke folgten schnell auf einander und sein Name galt etwas. Er war der jüngste und beliebteste unter den dramatischen Dichtern, er strebte den edelsten Mustern nach, und wurde neben Kotzebue berühmt — ein solcher Mann hätte allenfalls eine neue Gattung zu Ehren bringen können, sollte man denken. Dennoch mißlang ihm der Versuch mit der „Theatersucht" gänzlich. Er begnügte sich, das bis dahin Ge-

und den deßhalb die Christen auspfiffen; 2. weil man Sessa dafür nahm, der „Unser Verkehr" geschrieben hatte, und der deßhalb von den Juden gesteinigt wurde. O Schicksal der Theaterdichter unter uns! O deutsches Publikum zu allen Zeiten! —

schaffene in zwei Bänden bei Holäufer in Breslau herauszugeben, und sich gänzlich vom Theater zurückzuziehen.

Ein inniges Verhältniß, das er durch neun Jahre mit einer geistreichen Schauspielerin unterhalten hatte, trennte Schall auf eine ziemlich auffallende Weise, und lebte nun ganz in einer seltsamen Art von Unthätigkeit, geistreicher Faulheit und poetischer Sinnlichkeit. Sein Umgang war der angenehmste von der Welt. Man konnte ihn zu jeder Stunde des Tages besuchen, man war gewiß, ihn nie zu stören. Immer in einem kuttenähnlichen Schlafrock, selten die Feder, öfter ein Buch oder die Violine zur Hand, war er stets sehr bereit, Alles liegen zu lassen, um plaudernd mit seinem Besuche sich ins offene Fenster zu legen, und die vorübergehenden Schönen zu mustern. Nur selten entschloß sich Schall seine bequeme Hauskutte zu verlassen, um in einen Rock zu fahren. Während des Tages ging er fast niemals aus. Abends machte er hingegen Toilette,

reinlich, oft zierlich, und verließ, von Freunden begleitet, das Haus, um erst spät zurückzukehren.

Wenn gleich Schall dem äußern Scheine nach ein ganz unthätiges Leben führte, so wirkte doch sein Beispiel mächtig auf uns ein. Er war Autodidact. Sein Vater war ein reicher Eisenhändler gewesen, und hatte seinen Sohn zuerst für sein Geschäft bestimmt. Wirklich stand „Karlchen Schallchen", wie er sich oft im Scherze zu nennen und zu unterzeichnen pflegte, viele Jahre im Laden, auf dem großen Ringe, um den Bauern Sensen, Nägel, Schrauben, Eisenstangen u. s. w. zu verabfolgen. Erst nach dem Tode seines Vaters, als ihm ein nicht unbedeutendes Erbtheil zugefallen war, konnte er sich ausschließend den Wissenschaften widmen. Er that dies mit solchem Fleiße, und sein glückliches Gedächtniß unterstützte ihn dabei so sehr, daß er eine Menge von Kenntnissen in den verschiedenartigsten Fächern aufspeicherte, die wahrhaft in Erstaunen setzen konnte. Hierzu kam ein feingebildeter Geschmack, und zu der Gabe,

angenehm und leicht vorzutragen, die Lust, es belehrend zu thun; daher wird es Niemand Wunder nehmen, daß der Umgang mit diesem Manne für seine nähere Umgebung von vielseitigem Nutzen werden mußte. Er galt in Breslau zugleich für einen der geistreichsten Männer und besten Gesellschafter, und man muß gestehen, daß eine geniale Freiheit in geselligen Vereinen, die freilich wohl nur ihm so gut anstehen mochte, ihn wirklich dazu erhoben hatte. — Ein Familienereigniß, das auf seine ohnedies nicht sehr geordneten Finanzen Einfluß übte, machte diesem heitern Leben ein plötzliches Ende. Schall fing an einsamer zu werden, und zog sich für einige Zeit auf die Güter eines Freundes im Riesengebirge zurück. Von hier führten wir einen sehr regen Briefwechsel, der mich mit einer tiefen Herzensneigung meines Freundes zu einem sehr jungen Mädchen, das er „Schelmine" nannte, vertraut machte. Dies Verhältniß, obgleich nicht von Dauer, beschäftigte ihn jedoch in jener Zeit sehr ernsthaft. Er war damals siebenunddreißig

Jahre alt. „Nur bis zum vierzigsten wolle er verliebt sein und tolle Streiche anstellen,“ pflegte er gegen mich zu äußern, „dann aber äußerst solid werden.“ —

Er hatte noch nicht das vierzigste Jahr erreicht, als ich schon Breslau verließ, mithin kann ich von seiner soliden Periode keinen Bericht erstatten. Mit Thränen in den Augen umarmte er mich, wie ich nach Wien reis'te. Ich hatte mich einige Tage hindurch nicht bei ihm sehen lassen, weil ich den Abschied scheute. Ich kämpfte lange mit mir, endlich drängte es mich unwiderstehlich, ihm ein Lebewohl zu sagen. Seine Rührung erschütterte mich sehr. „Wir werden uns bald wieder sehen,“ sprach ich. „Nein, Sie sind auf ewig für mich verloren,“ entgegnete er, „warum gehen Sie nach Wien? bleiben Sie hier!“ — Dies waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte. Eine halbe Stunde später saß ich im Postwagen.

Später gab er „deutsche Blätter“ in Gemeinschaft mit Holtey heraus, dann begründete er „die neue Breslauer Zeitung“, die anfänglich mit großem Beifalle aufgenommen wurde, und zuletzt von ihm einem Verleger für dessen Rechnung übertragen worden ist. Auch nahm er an der Uebersetzung der „Tausend und Einen Nacht“ Theil, und übersetzte noch Einiges aus dem Französischen. Kurz vor seinem Tode noch verlebte er ein Jahr in Berlin im fröhlichen Treiben. Ein bedeutender Gewinn im Lotto soll die Veranlassung hiezu gegeben haben. Wie er auch hier, so wie bei frühern Besuchen die Seele aller größeren und kleineren Vereine war, ist bekannt genug. Ein bleibendes Zeugniß davon mögen seine geistreichen heiteren und witzigen Trink- und Gesellschaftslieder abgeben. Einige seiner neuen Lustspiele kamen während des letzten Aufenthalts in Berlin auf die dortige Bühne.

Selten wird ein Bild, das man sich von einem Autor zu machen pflegt, so mit der Wirklichkeit

kontrastiren, als dies bei Schall der Fall war. Wie ich ihn kannte, war er ein überaus kräftiger, großer Mann, mit einem starken Bauche und einem sehr dicken Kopfe, von dünnen, glatten, rabenschwarzen Haaren umgeben, die er — da ich ihm sagte, Jean Paul trüge sich so — zurückzukämmen pflegte. Die Augen waren nicht groß, aber brennend und geistreich, die Nase kurz und dick, der Mund weit und voll weißer Zähne, worauf er nicht ohne Eitelkeit war; ein fettes Doppelkinn und eine hohe, gewölbte Stirne begränzten dies Gesicht, das immer stark roth gefärbt war, welches bei der bräunlichen Hautfarbe wohl erfordert wurde, um ihn gesund aussehen zu lassen. Fuß und Hand waren wohl gebaut, und gern nahm er eine etwas gezierte Stellung an, beide Vorzüge im günstigen Lichte zu zeigen. Sein späteres Aussehen soll freilich von diesem Bilde sehr abweichend gewesen sein. Sein Organ war tönend; er sang gern, besonders Gesellschaftslieder anmuthig, und als Vorleser

ist er wohl den ersten an die Seite zu setzen gewesen.

Die Anerkennung seines Talents durch Goethe und Tieck, Steffens und Raumer schmeichelte ihm sehr. Gern führte er an, daß Goethe ihn zuerst irgendwo, bei Gelegenheit von „Kuß und Ohrfeige" einen geistreichen jungen Mann genannt, der in der Art der „Laune des Verliebten" ein Lustspiel gedichtet habe. (Kuß und Ohrfeige.) Wäre Schall in früheren, glücklicheren Tagen zur Leitung der Breslauer Bühne berufen worden, um seine Ansichten und Erfahrungen zu ihrer Vervollkommnung anzuwenden; hätte man ihm später dann eine Stelle bei der artistischen Verwaltung des Berliner Hoftheaters eingeräumt, so würde das deutsche Theater gewiß von diesem Manne sich großen Vortheils zu erfreuen gehabt haben.

Es ist zu wünschen, daß sein reicher Schatz an Sammlungen und Aufsätzen, das Theater betreffend, den er, zur Zeit unseres Beisammenseins, mit einer exemplarischen Ordnungsliebe

hegte und pflegte, nunmehr in Hände käme, welche fähig wären, den besten Gebrauch davon zu machen.

Schall's ganzes Wesen hatte im Vergleiche zu dem in Breslau herrschenden Tone etwas sehr Auffallendes. Seine erste Bekanntschaft machte ich, während Haydn's Schöpfung in der Aula Leopoldina aufgeführt wurde. Er hatte sich, der Hitze wegen, die im Saale herrschte, auf die Steintreppe vor demselben gelegt, so daß die Ein- und Ausgehenden fast über seinen dicken Körper hinwegsteigen mußten. Kaum hatten wir einige Worte miteinander gewechselt, als ich mich zu ihm legen mußte, um unser Gespräch traulicher führen zu können.

Ich hatte mich mit einem jungen Mädchen in ein Verhältniß eingelassen, das Schall nicht guthieß. Er sagte beständig: die Schöne sei kokett und meine es nicht ehrlich mit mir. Um mir dies zu beweisen, forderte er mich auf, mich nach dem Theater mit ihm auf die Lauer zu begeben, wo

ich dann sehen würde, daß ein junger Offizier das liebe Kind nach Hause begleite.

Wir postirten uns nun unweit ihrer Wohnung und harrten. Er hohnlachend, ich tausend Dolche in der Brust. Endlich flüsterte er mir zu: da kommen sie! Er hatte ein vortreffliches Auge und erkannte sie am andern Ende der langen Straße. Sogleich riß er mich mit seiner ungeheuern Kraft zu sich hinab in den damals zum Glücke ausgetrockneten Rinnstein, und wir lagen wie Banditen im Hinterhalt, am Rande der Straße, halb verdeckt von einer vorspringenden Haustreppe. Das Pärchen ging an uns süß kosend vorüber und ich war geheilt.

Einmal verliebten wir uns in zwei deutsche Prinzessinnen, die auf kurze Zeit in Breslau wohnten. Da wir freien Eintritt auf alle Plätze hatten, so ließen wir uns, wenn es leer war, die Loge neben den Prinzessinnen aufschließen. Wir waren als Schöngeister bekannt, und die vornehmen Damen verschmähten es nicht, sich mit uns zu

unterhalten. Besonders wollten sie über das Theater und seine Verhältnisse aufgeklärt sein. Einst war von den Proben die Rede, und die Jüngere that zu Schall gewendet die naive Frage: „Wer sagt denn die Fehler?“ Dies bezauberte ihn so, daß er lange nachher noch nicht aufhören konnte die Worte zu wiederholen und hoch und theuer schwur: er wolle beständig seine holde D. lieben. — War das Theater beendigt, so traten wir in die Loge der Damen und bemächtigten uns der zurückgelassenen Spuren ihrer Anwesenheit. Oft war's eine Blume, woran sie während der Darstellung gerochen, oft eine Nadel, womit sie wie in Gedanken in das Polster der Loge gestochen hatten.

War der Abend schön, oder vielmehr die Nacht, so wandelten wir bis zum Morgen durch Breslau's Straßen. Es war interessant, den Charakter der verschiedenen Nachtzeiten wahrzunehmen in der volkreichen Stadt, der sich gleich dem der Tageszeiten deutlich ausdrückt. Von dem spießbürger-

lichen Verschließen der Hausthüren um zehn Uhr, bis zum nachmitternächtlichen Heimkehren der Zechbrüder und Tänzer und dem Wiederöffnen der Häuser, dem Aufstoßen der Läden, den Conversations matinales der Milchweiber und dem Frühfleiße wackerer Handwerker. Das Oeffnen der Thore an Markttagen hatte dann noch besondern Reiz. Hunderte von Bäuerinnen harrten draußen im gesprächigen Verkehr, um ihren Einzug zu halten.

Zu den fast täglichen Begleitern Schall's gehörten damals Steffens, Raumer, v. d. Hagen, Branis, Löbell, der sarkastische Kanzlei-Director Walter, sein Jugendfreund, und einige ausgezeichnete Künstler des Breslauer Theaters, wie Anschütz, Schmelka, der Maler Arigoni, der Sänger Mosewius u. A.

Schall war sehr heftig, und war sein Gegner ihm an Geist und Adel der Gesinnung nicht ebenbürtig, so vergaß er sich leicht so sehr, ihm das ganze Gewicht seiner geistigen und körperlichen

Ueberlegenheit zuzuschleudern. Man weiß, wie empfindlich gewöhnliche Histrionen über den wohlgemeintesten Tadel sind. Einst hatte nun Schall einen Schauspieler in einer Kritik getadelt, weßhalb dieser auf der Probe gesagt, er wolle, sobald sie geendigt, zu ihm auf's Zimmer gehen, um ihn durchzuprügeln. Ein junger Freund Schall's läuft sogleich zu diesem hin, um ihn davon zu benachrichtigen.

Schall legt die Feder weg, ergreift seinen dicken Stock und postirt sich hinter die Stubenthür. Der junge Mensch muß am Fenster aufpassen, um die Ankunft des Feindes zu melden. Jetzt, heißt es, ist er da! Man hört die Treppe heraufkommen; die Thür wird aufgerissen, und der Theaterheld tritt in das Zimmer, um den Recensenten zur Rede zu stellen. Wie sehr erschrickt er aber, als ihn Schall's kräftig geschwungener Stock empfängt und ihn hinaus und die Treppe hinabprügelt!

„Aber so hören Sie doch — Herr Schall — ich wollte ja nur fragen“ —

„Hinaus, Halunke! Ich will dich lehren, du schlechter Komödiant!“

So ging's fort bis zur Straße. Es war eine Scene zum Todtlachen.

Unter den Jüngern, die sich um Schall zu sammeln pflegten, war auch Seidelmann, der unter den Breslauer Künstlern jener Zeit noch die jämmerlichste Figur spielte. Eine Art von Instinkt trieb den jungen Menschen schon damals, sich in die Gesellschaft geistreicher und gebildeter Männer zu drängen, um aus ihrem Umgang jeden nur erdenklichen Nutzen zu ziehen. Schall war nicht frei von Vorurtheilen, und der zufällige Umstand, daß der gelblich bleiche Jüngling, der sich unter den ungünstigsten Verhältnissen der Kunst widmete, von der Natur rothe Haare erhalten hatte, flößte ihm Mißtrauen gegen die aufrichtigen Gesinnungen desselben ein.

Wenn der jugendliche Seidelmann dann mit seinem süßen Pathos, den man jetzt noch an ihm kennt, mit dem damals noch stärker vorherrschenden slavischen Ausdruck von Unterwürfigkeit Schall mit Lobsprüchen zu überhäufen für anständig hielt, pflegte sich dieser unwillig wegzuwenden und später dann wohl zu äußern: „Ich möchte nur wissen, wie Der dazu kommt, mich zu loben, und was ihn denn überhaupt dazu berechtigt, sich mit seiner Geistesflachheit in unsern Cirkel zu drängen. Ich liebe ohnedies die Rothköpfe nicht!. Aus dem wird nie ein großer Schauspieler werden, zum Intriganten außer der Bühne hat er mehr Talent." —

Bald mußte er denn wohl von dieser vorgefaßten Meinung zurückkommen, als er die Fortschritte sah, die der junge Mann unter seinen Augen nach und nach machte; aber so seltsam es den Verehrern Seidelmann's klingen mag, Schall sagte stets, wenn er von seinen späteren Triumphen hörte: Ein fleißiger Schauspieler mag er gewor-

den sein, allein daß der jetzt ein großer ist, das werdet Ihr niemals behaupten dürfen."

Ich hatte manchen freundschaftlichen Wortwechsel deßhalb mit ihm zu bestehen. Der Erfolg liegt aber jetzt auf Jedermanns Händen.

G. A. Freiherr von Maltitz.

Es war im Frühjahr 1828, als ich in Hamburg aus meinem Fenster einen kleinen, etwas verwachsenen Mann von auffallendem Aussehen in mein Haus treten sah. Er trug einen polnischen Pelzrock, eine schmale, schwarze Halsbinde mit darübergelegtem Hemdekragen und einen runden Hut; sein Gang war rasch mit weiten Schritten, und die übermäßig langen Arme ruderten kräftig beim Gehen, als sollten sie ihn mit fortbewegen helfen. So wie die Arme, war auch der Kopf zu groß für den übrigen Körper, und es hatte den Anschein, als wenn die Natur, durch irgend ein plötzliches Hinderniß in ihrem Wachsthum

unterbrochen, mitten in der Formation stehen geblieben wäre, und der Mann, der eigentlich ein Riese hätte werden sollen, jetzt nur halbvollendet durch's Leben wandelte. Bei etwas genauerer Beobachtung sah man denn auch bald wo das Uebel steckte; dies war eine Art von Knoten, der an der einen Seite des Rückgraths sich gebildet hatte und der Entwickelung desselben hemmend entgegen getreten war. Dies seltsame Naturspiel in der körperlichen Ausbildung zeigte sich auch bei näherer Bekanntschaft in der geistigen bei diesem Menschen. Auch hier war plötzlich alles Wachsthum unterbrochen worden, und einige große Glieder ließen bedauern, daß das Ganze nur so klein geblieben war.

Der Mann, der sich mir vorstellte, war der Baron von Maltitz, ein Königsberger von Geburt, und, wie er mir sagte, mein Schulkamerad, wenn ich mich gleich nicht mehr darauf zu besinnen wußte. Er erzählte mir, daß er aus Preußen verbannt worden sei, und nun nach Hamburg

komme, um sich ein Asyl zu suchen; er beschäftige sich mit dem Theater, und die Direction habe sein Trauerspiel „Kohlhaas“ zur Aufführung angenommen, weßhalb er mit mir Rücksprache über dessen mise en scène nehmen wolle.

Seit dieser ersten Entrevue kam Maltitz öfter zu mir, und wurde bald mein täglicher Gast. Ich gestehe es hier offen, daß mir anfänglich sein Wesen nicht zusagte, und daß, wenn ich spät aus dem Theater nach Hause kam, und seine laute Stimme in meinem Zimmer hörte, ich statt die Thüre aufzumachen, wieder umkehrte, um in einem Gasthofe die Zeit, die er dem Besuche widmete, zu überstehen. Worin diese Abneigung lag, will ich eben so offen gestehen. Zuerst liebe ich nach vollbrachtem Tagewerke ein erfrischendes Gespräch, das sich ohne große Anstrengung oder Leidenschaftlichkeit führen läßt; dann ist es mir nicht möglich, mit kaltem Blute Dinge anzuhören, denen ein hoher Grad von Unwahrscheinlichkeit anklebt, und die mir für baare Münze gegeben werden.

Beiden Uebelständen war aber in der Unterhaltung mit Maltitz nicht auszuweichen, und erst bei genauerer Bekanntschaft mit einigen vortrefflichen Eigenschaften seines Charakters wurde es mir möglich, meine Abneigung zu überwinden.

Die Ursache seiner sogenannten Verbannung aus Preußen, die in nichts als einer polizeilichen Weisung, Berlin zu verlassen, bestanden haben soll, ist bekannt genug. Das Lustspiel „der arme Student" war Schuld daran gewesen. Es soll für einige Stellen, welche die Censur gestrichen, von ihm die Verantwortlichkeit übernommen worden sein, wenn sie die Schauspieler dennoch am Abende sagen würden; es sollen die im Theater anwesenden polnischen Studenten am Schlusse des Stückes ihrem Vaterlande ein Vivat gebracht haben; so erzählte mir's der Dichter selbst. Nach Andern sollte er jedoch schon längst durch unbesonnenes und zu lautes Reden an öffentlichen Orten über mißliche Gegenstände Mißfallen höheren Orts erregt, und dieses die Verweisung herbei-

geführt haben. Jedenfalls muß die letztere Ursache dabei im Spiele gewesen sein.

In Hamburg erregten Kohlhaas und der arme Student einige Sensation, wozu die Persönlichkeit des Dichters, der sich in gewissen Kreisen bald Freunde zu machen gewußt hatte, und selbst seine Verbannung, nicht wenig beitrugen. Maltitz fühlte sich dadurch begeistert. Er reichte bald ein neues Trauerspiel Cromwell ein, das — wie er sagte — nur durch eine Intrigue Raupach's in Berlin nicht zur Aufführung gekommen war, der seinen Cromwell in dem Royalisten auf die Bühne bringen wollte. Allein auch die Hamburger Direction wies sein Stück zurück, und Maltitz ward dadurch zwar tief verletzt, jedoch nicht zurückgeschreckt, bald wieder einen neuen Versuch zu machen, besonders da man, um ein Pflaster auf die Wunde zu legen, sogleich eine kleine, bereits gedruckte Posse von ihm, den „Ritter Roststaub" hervorsuchte, um ihn schnell in die Scene gehen zu lassen.

Maltitz wollte nun ein recht zeitgemäßes Drama schreiben und darin durch die Vermischung von ernsten, die Interessen der Zeit behandelten Reden in hochtrabenden Jamben und grell possenhaften Elementen in schlichter Prosa die höchste Wirkung erzielen. Er war voll von dem Gegenstande. Eine seiner Personen sollte alle jene planen Weltverbesserungsideen, womit er gleich vielen Tausenden sich herumtrug, in begeisterter Rede proclamiren, während die Polizei, die er so sehr haßte, durch dumme Menschen repräsentirt, alle Pfeile seiner bittersten Satyre auffangen sollte. Dazu kam noch, daß er mit strenger Rücksicht auf das damalige Hamburger Personal seine Rollen zuschnitt. Dem von ihm vergötterten Jacobi wurde der neuaufgelegte, bürgerliche Posa zugedacht, dem er seine schönsten, erhabensten Gedanken, seine schillerisirendsten Verse in den Mund gelegt hatte; Schmidt sollte die Rolle des alten Polizeidirectors haben, dumm, boßhaft, mißtrauisch und taub dazu. Ein Mißverständniß, daß dieser taube Polizei-

Director für Schmähschrift: Blähgift versteht, und glaubt, man wolle ihm ein Gift beibringen, das ihm den Leib aufblähen würde, erschien Maltitz als den Gipfel der Komik, und er konnte diesen Spaß nicht erzählen, ohne selbst in das unbeschreiblichste Lachen zu gerathen.

Allein auch dieses Stück, auf das er so große Hoffnungen gebaut, wurde von Herrn Schmidt nicht nur nicht angenommen, sondern noch mit Bemerkungen zurückgegeben, welche zu kränkend für den reizbaren Dichter waren, als daß sie ihn nicht für lange von den verhängnißvollen Brettern zurückgescheucht haben sollten. Er trug mit gebrochenem Herzen seine beiden Kinder, Cromwell und das Pasquill, zu dem Buchhändler Campe, der ihnen das imprimatur ertheilte. Sie liegen seit lange schon dem Lesepublicum vor, und sind auch von der Kritik bitter mitgenommen worden; ich kann mich daher hier um so mehr eines Urtheils enthalten.

Maltitz das Theater entziehen, hieß ihm geradezu den Lebensfaden abschneiden, und wirklich fing er zu dieser Zeit an körperliche Gebrechen zu fühlen. Meine Theilnahme für ihn war nunmehr schon bedeutend gewachsen und ich ertrug willfähriger als früher seine kleinen Rodomontaden, wenn ich mich so ausdrücken darf, da ich sah, daß ihm der Umgang mit einem Landsmanne in dieser Lage zum angenehmen Bedürfniß werden mußte. Meiner Frau waren die Vorlesungen seiner frühern Gedichte vorbehalten, da ich erklärt hatte, unter keiner Bedingung, selbst die schönsten, anhören zu können, indem ich ein abgesagter Feind des Vorlesens sei; dafür aber mußte ich die italienische Reise hinnehmen und bekam schon damals einen kleinen Vorschmack vom weltberühmten Nicolai.

Einst, bei einem Spaziergange vor dem Dammthore, sagte Maltitz zu mir, indem er auf einige verkrüppelte Bäume hindeutete, die sich neben einer Pappel, am Rande einer Haidefläche zeigten:

„Da haben Sie eine italienische Landschaft! So sieht es überall in Italien aus!“

Doch wollte er bis nach Neapel gekommen sein! Und welche Abenteuer hatte er nicht erlebt!

Einst wacht er in Neapel Nachts mit brennenden Schmerzen auf. Ein Stechen und Jucken; es ist nicht auszuhalten. Mit anbrechendem Tage muß er den Arzt kommen lassen. Was findet sich nun? Die Haut des ganzen Oberkörpers war ihm geborsten, und überall in den Ritzen zeigt sich cristallisirtes reines Salz. Er war nemlich am vorigen Abende, nachdem er lange im Golf gebadet, ohne sich vorher abzutrocken, auf einem Steine am Ufer sitzen geblieben und hatte sich von der untergehenden Sonne bescheinen lassen. Auf solche Weise war das Seewasser in seinen Poren zu Salz geworden.

Da Seume von Jugend auf sein Abgott gewesen, so war nichts natürlicher, als daß er auch wie jener einen Spatziergang nach Syracus zu machen wünschte. Bei seinen beschränkten Mitteln

war dies jedoch nicht eher möglich, als bis ein Oheim ihm in seinem Testamente eine namhafte Summe zu diesem Zwecke ausgesetzt hatte. Vorerst ging's nun nach der Schweiz, und hier äußert sich sein schöner Charakter durch folgenden Zug. Er erinnerte sich, daß sein alter Zeichenlehrer, Herr Weidner in Königsberg, ein Mann, dem auch ich die Anfangsgründe in dieser Kunst verdanke, stets mit Rührung davon gesprochen, wie glücklich es ihn machen würde, die Schweiz sehen zu können. Sogleich schreibt er an ihn, läßt ihn zu sich kommen und nimmt ihn auf seine Kosten mit. Die Freude, die er dem alten Manne hiedurch bereitet, gewährte ihm stets die heiterste Rückerinnerung, obgleich dessen Gesellschaft ihm eher störend als fördernd gewesen war.

Die Frucht seiner italienischen Reise war das komische Heldengedicht: „Hanns Kix's Reise in's Pomeranzenland.“ Hanns Kix, ein junger Jude, reist in Begleitung des Schulmeisters Made, seines Hofmeisters, und des Dichters Wandalor nach

Wälschland. Die ganze Satyre ist ziemlich unbefangen und harmlos und dabei nur sehr allgemein gehalten. Schon der Name Hanns Kix läßt auf Alles eher, als auf den Juden schließen und so ist es mit allem Andern auch.

In dieser Zeit zeigte sich des Dichters größte Productivität. Er schrieb einen Roman, ich glaube „der Kirchhof" betitelt, seine Reisebeschreibung unter dem Titel: „Ränzel und Reisetasche", einen Band Gedichte, ein Erbauungsbuch: „die Sonnenblicke," das viele Auflagen erlebte, ein dramaturgisches Wochenblatt „Thalia" und vieles Andre noch. Der Gipfel dieser Thätigkeit war aber der erste Theil eines großen poetischen Werkes: „Gelasius der blaue Wanderer", das er selbst sehr hoch hielt, und worin sich in der That ein bedeutendes dichterisches Talent beurkundet.

Der Knoten, der dem vollständigen Wachsthum widerstrebte, war nur hier, so wie überall wieder ersichtlich, und trübte den Eindruck bedeutend.

Maltitz war schwarzer Husar, von den sogenannten Todtenköpfen gewesen, dann Forsteleve in Tharand. In beiden Situationen hat er schöne, kräftige Lieder gedichtet. In der letztern sogar hat er so manches Buch geschrieben, das bei den Waidmännern gute Aufnahme gefunden haben soll. Seine Raupen und Schnurren, seine Wald-Satyren sind bei ihrem Erscheinen auch von Andern gelesen worden. Auf seinen Reisen pflegte er die grünen Röcke vorzugsweise aufzusuchen, und bei ihnen mit großem Vergnügen die Gastfreundschaft anzusprechen, die sie in den umbuschten Forsthäusern ja so gern gewähren.

Maltitz gerieth in Hamburg in peinliche Geldverlegenheit, von der er früher in Berlin, wo er zehn Jahre wohnte, nichts gewußt hatte. In Berlin wollte er bald eine Anstellung als Regisseur, dann als Lehrer junger Künstler gehabt haben. Man achtete und ehrte ihn beim Theater. Sein Kohlhaas wurde mit Enthusiasmus empfangen. Nach der Vorstellung hatte der damalige Inten-

dant, Herr Graf von Brühl, ihn und die Künstler zu einem Essen eingeladen, wobei die feine, wenn gleich nicht gastronomisch berechnete Aufmerksamkeit vorherrschte, daß die Schüsseln nur mit Haasen und Kohl gefüllt waren. Sein Leben in Berlin floß ihm auf das Angenehmste hin.

In Hamburg war an keine Anstellung zu denken; der literarische Erwerb war karg zugemessen, und da das Theater sich seinen Stücken verschloß, so war er doch nur auf jenen angewiesen; dabei blieben seine kleinen Einkünfte aus Litthauen, Mißwachs und anderer übeln Verhältnisse wegen, aus. Maltitz mußte eine Zeit lang darben, das weiß ich, doch besaß er edeln Stolz genug, selbst von dem besten Freunde jede Anleihe zu verschmähen. Er half sich so gut er konnte, und schränkte sich ein, gleich seinem großen Vorbilde Seume. Wer die wenigsten Bedürfnisse hat, ist in der That der Reichste! —

Jetzt übernahm er die Redaction eines Blattes, das seit einiger Zeit schon bestanden hatte, ohne

eine besondere Theilnahme zu erwecken. Dies war der „Norddeutsche Courier", dem er noch den Beititel „Eine Zeitschrift für Männer", nebst dem Motto „Es werde Licht!" hinzufügte. Maltitz genoß damals eines populären Rufes, der dem Unternehmen förderlich werden konnte, doch waren die Censurverhältnisse der freien Hansestadt und der Mangel an guten Mitarbeitern zu wenig günstig. Der Redacteur erhielt von den Verlegern, während der besten Zeit dieses Blattes, nicht mehr als fünf Mark wöchentlich, wie er mir selbst sagte. Endlich gab er, mehr durch Schwierigkeiten, die unersteiglich waren, als durch den geringen pecuniären Erfolg überdrüssig gemacht, das Blatt auf, und wandte sich einer in jeder Hinsicht ergiebigeren Thätigkeit zu.*

Es war im Jahre 1830. Die Stimmung des Dichters war längst schon diesen Ereignissen

* Seine Beiträge zum Norddeutschen Courier sind unter dem Titel „Pfefferkörner" gesammelt erschienen.

vorausgeeilt. Wenn er mich sonst aus meinen sanguinischen Träumen eines Artisten mit dem Ausrufe aufschreckte: „Es naht eine finstere Zeit, und wir werden blutige Tage sehen!“ und ich ihm nur mit einem Lächeln darauf erwiderte, so nahm er jetzt die Miene eines Propheten an und rief: „Was hab' ich verkündet? Geschieht es nicht so?“ —

Da ihm das Schwert versagt war, so griff er zur Feder, der tausendjährige Baron, wie ich ihn im Scherz zu nennen pflegte, da er es liebte, von dem ersten Maltitz unter Carl dem Großen zu sprechen. Jetzt entstanden seine Reden in ununterbrochener Reihe: „An die Fürsten“, „an die Künstler“, „an die Dichter“, „an die Nation“, und viele Andre noch. Sie wurden zwei-, dreimal neu aufgelegt, und der Verleger muß ein gutes Geschäft damit gemacht haben. Maltitz bekam für jede Rede, wie ich aus seinem Munde weiß, zwei Louisd'ors.

Die polnische Revolution regte seine alte Theilnahme für diese Nation wieder an, und er nahm

sich vor, ihr ein unvergeßliches Denkmal in einem Gedichte zu stiften. Dies ward die „**Polonia**“. Nach diesem Schwanengesange wollte er Deutschland für immer verlassen, wo er sich nicht mehr sicher wähnte, indem er zu kühn die Saiten geschlagen zu haben glaubte. Ich meine nicht, daß ihm etwas Unangenehmes dieserhalb bevorgestanden hätte, da jene poetische Stimme zu schnell verhallte, und im Ganzen zu wenig beachtet wurde.

Er wollte Paris wiedersehen, wo er **1813** mit den Preußen gewesen war. Mit dem Honorar für die **Polonia** in der Tasche machte sich der bescheidene Mann auf den Weg, und erreichte Paris im August **1831**. In Kassel hatte er einen kleinen Rasttag gehalten, um sich von den freisinnigen Männern damaliger Zeit cajoliren zu lassen. Als er Herbold besuchte, saß dieser schlichte Bürgersmann eben bei seiner Schüssel Erbsen oder Kartoffeln im Kreise seiner Familie. Mit den Worten: „Ich bin der Maltitz!“ trat unser gutmüthiger Dichter zu dem Essenden heran, und mußte

die schmerzliche Ueberraschung erleben, daß seine Popularität nicht einmal bis hieher gedrungen war. Was war nun aber erst in den fernen Rayons zu erwarten?

Und in der That fühlte sich der wackere Mann bald mehr und mehr enttäuscht. Frankreich, den damals gährenden Heerd, hatte er sich ganz anders gedacht, als er es wirklich fand.

Maltitz war gewohnt, in Deutschland die geheimsten Sachen öffentlich in Kaffeehäusern verhandelt zu sehen; er selbst perorirte mitten in einem großen Kreise oft Stunden lang, und ließ die weiseste Politik von den Lippen strömen; in Frankreich dachte er dies Alles noch in höherem Maaße zu können. Sprach er auch nur schlecht oder fast gar nicht die Sprache des Landes, so hatte er von dem Studium unserer Muttersprache bei den Franzosen so viel gehört, daß er sich mit ihnen sehr gut verständigen zu können hoffte.

Nun aber überraschte ihn höchlich dieses ernste, stille und gemessene Wesen der Franzosen an allen

öffentlichen Orten. Sie kamen eben nur in ein Kaffeehaus, um eine Tasse zu leeren und die Zeitungen zu lesen. Es machte ihn toll und trieb ihn zu den seltsamsten Voraussetzungen. Alles sei mit geheimer Polizei gespickt, sagte er, und kein Franzose traue mehr dem andern. Er warf bald einen unsäglichen Haß auf die Nation, und da er, des Französischen unkundig, in der Pariser Gesellschaft gar keine Rolle spielte, obgleich er sie seiner Geburt und seinem Stande nach wohl hätte behaupten können, so verließ er nach einem halben Jahre wieder Paris, um in Deutschland sein Leben zu beschließen.

Nach einem kurzen Verweilen in Carlsruhe und Stuttgart wählte er Dresden zu seinem Aufenthalte, wo er seither in stiller Zurückgezogenheit lebte, und nur in langen Zwischenräumen durch kleine Dichtungen seinen Freunden von seinem Dasein Kunde gab. Eine Reise nach Ostpreußen und dem Norden von Deutschland hat er noch von hier aus unternommen.

Seine Liebe zum Theater wucherte fort und fort, und konnte selbst von den unangenehmsten Erfahrungen nicht gänzlich erstickt werden. Diese Liebe schrieb sich bei ihm aus frühester Jugend her. Er erzählte mir, daß er einst in Danzig selbst aufgetreten sei, und seines Rückenauswuchses wegen einen faltigen Talar zum Costüm gewählt habe. Er hatte den Verrina im Fiesko gespielt, und sich den Namen Grün auf dem Zettel bei-legen lassen. Der Erfolg soll sehr günstig ge-wesen sein. Als er in Hamburg zum erstenmale die niederschlagenden Nachrichten von seinem Güt-chen in Preußen erhielt, ging er wieder mit dem Gedanken um, Schauspieler zu werden. Wir spra-chen viel darüber hin und her, bis es mir gelang, ihn davon abzubringen.

Sein Vater soll ein eigensinniger alter Herr gewesen sein, und er erzählte viele komische Schnur-ren von ihm, die sich im Munde des Sohnes seltsam vernehmen ließen. Jedes Kind mußte ein Handwerk lernen, und unser Maltitz das Buch-

binden und elegante Futteralmachen. Er hatte viele seiner Bücher selbst gebunden, und machte sehr geschmackvolle Kästchen, Urnen und Vasen, von denen ich noch einige besitze. In Paris, wo er bei einem Buchbinder wohnte, erschrack dieser nicht wenig, als der Herr Baron eines Tages mit Lineal und Kleister zu hantieren begann und das Handwerk grüßte.

Maltitz mußte alltäglich große Spaziergänge machen, wenn er einigermaaßen gesund bleiben wollte. Er litt stets an nervösen Uebeln, schwacher Verdauung und Rheumatismen. Er war früh gealtert; seine Züge waren tief gefurcht und ernst, sein Blick der eines Mannes, seine Stimme stark und kräftig. Er war gerad und ohne Rückhalt, gutmüthig bis zur Naivität; consequent und von unabhängiger Gesinnung. Trotz seiner populären Sitten mochte er den Aristokraten nie bei Seite schieben und verweilte mit großem Wohlgefallen bei seinem Stammbaum und Wappen, eine Vermischung, die jetzt häufig vorkommt. Er war

ein treuer Freund, voll sich aufopfernder Wärme, durchaus edel und keines schmutzigen Gedankens fähig.

Damit meine Leser diesen Worten größeren Glauben beimessen mögen, habe ich die kleinen Schwächen, welche Maltitz anklebten, eben so unumwunden zur Schau gebracht. Wahrheit geht mir über Alles, und dies einzige Verdienst will ich in Anspruch nehmen, wenn dieser leichten Zeichnung auch sonst kein Anderes gebührte.

Seine letzte Zeit in Dresden widmete er dem mehr als achtzigjährigen Sänger der Urania, der in ihm einen treuen Freund beweint. Nach den Nachrichten, die ich darüber erhalten, lebte er reich, und sagte aus, daß er ein bedeutendes Vermögen besitze. In seinem Nachlasse befanden sich Bruchstücke eines Lustspiels: „Tausch und Täuschung" und historische Untersuchungen über seinen Stammbaum.

Der siebente Juni war sein Todestag; den zehnten wurde er in der Morgenfrühe begraben; zahlreiche Freunde folgten seinem Sarge, der mit Epheu, Eichen und Blumen ganz bedeckt war. Er ist nur zweiundvierzig Jahre alt geworden.

Rudolph vom Berge.

Der Name ist jetzt ziemlich verschollen, und es sind wohl schon zwanzig Jahre her, daß er genannt wurde. Es war die Zeit, da der junge Friede emporblühte, die Abendzeitung und der Gesellschafter entstanden, und ein junger Mensch alle Tage sein Sonnet beim Kaffee machte, das er nachher unter dem Namen „Kurt Waller" drucken ließ. Von diesem nun auch bereits ganz verschollenen Dichter weiß ich auch gar vielerlei zu erzählen; ich kenne ihn, wie mich selbst, doch jetzt will ich von Rudolph vom Berge sprechen.

Auch diesen hielt man zu jener Zeit für einen beigelegten Dichternamen; allein der Mensch, der

ihn trug, hieß wirklich so. Er war einer angesehenen Familie entsprossen, die sich in Schlesien und Kurland weit verzweigt hatte.

Als die Bethmann in Berlin alle Männer von Geist, Schönheit und Vermögen zu ihren Füßen sah, schwärmte auch Rudolph dichterisch für sie, und ließ es dabei nicht bewenden. Er wollte es Allen gleichthun und opferte sich hin. Er besang sie in den glühendsten Versen, er setzte seine Gesundheit auf's Spiel, und machte einen Aufwand, der sein Glück zu ruiniren drohte. Er war in dem Kreise der glänzenden Erscheinungen, welcher die Künstlerin umgab, nicht der Unbemerkteste, und sein Aufwand erregte bei seinen Freunden Besorgnisse.

Einst nach einem prächtigen Feste, das er zur Ehre der Gefeierten veranstaltet hatte, war er verschwunden. Man nahm als gewiß an, daß er sich das Leben genommen, und bedauerte ihn sehr. Man suchte, wie das gewöhnlich ist, aus hingeworfenen Reden, Blicken, Mienen, in den letzten

Momenten des Beisammenseins, den schauderhaften Vorsatz zu entziffern, und fand nichts natürlicher, als daß der arme Dichter endlich auf diese Weise enden müssen. Selbst die Bethmann, gutherzig wie sie war

— „denn das sind sie Alle" —

zerdrückte eine Thräne zwischen den langen Wimpern seinem Andenken.

Eine Reihe von Jahren war verstrichen, und Niemand dachte mehr an Rudolph vom Berge und sein Ende, als plötzlich die Thüre eines seiner Freunde hastig aufgerissen wurde, und ein kleiner, dicker Mann, mit blondem Lockenkopfe und starkgefärbtem Gesichte, freundlich lächelnd hereinsprang.

Der Freund sah den Fremden forschend an und schien sein Gedächtniß sammeln zu wollen. Der Fremde lispelte und stotterte:

„Ja, kennst du mich denn nicht mehr?" —

Dies gab den Ausschlag; so lispelte und stotterte nur Einer, es lag eine liebenswürdige Bonhomie darin. Es war Rudolph vom Berge. —

Jetzt ging's an ein Erzählen; seine Abentheuer waren einfach.

Die lautgeäußerten Besorgnisse seiner Freunde hatten ihn endlich zur Besinnung gebracht; er sah ein, daß er es so nicht forttreiben konnte, und daß ihm ein Ende bevorstehe, wie jenes, welches seine Freunde nach seinem Verschwinden wirklich muthmaßten. Dazu hatte er jedoch noch keine Lust.

Er nahm sich vor, noch einmal Alles, was er liebte, um sich zu versammeln, und dann weit fort zu entfliehen, um allen ferneren Versuchungen zu entgehen.

In der Nacht jenes Festes in Berlin hatte er sich weinend aus dem Saale gestohlen, in dem Momente, als Herr von O. der angebeteten Bethmann den Schuh auszog, um nach polnischer Sitte daraus Tokayer auf ihr Wohl zu leeren. Der Wagen, mit Postpferden bespannt, stand vor der Thür, er drückte sich in die Ecke, sein Taschentuch vor die Augen, und so ging's fort, zum

Frankfurter Thor hinaus, der Westpreußischen Wildniß zu.

Die Weichsel wurde im Fluge erreicht; bald lag Königsberg hinter unserm Flüchtling, Tilse, Memel, Libau, Mitau; hier hatte er sein Asyl gefunden. Abgeschieden von allem Verkehr mit der Außenwelt, im Kreise lieber, langentbehrter Verwandten, richtete sich sein Geist nach innen, und der poetische Genius in ihm entfaltete seine schönen Schwingen.

Dies Stillleben führte er neun Jahre, und jedes Jahr sah außer vielen andern poetischen Ergüssen auch ein großes Trauerspiel entstehen, und mit diesen dicken Tragödien, neun an der Zahl unter dem Arme, erschien jetzt Rudolph vom Berge wieder in Deutschland, um sie nach einander aufführen zu lassen.

Etwas Aehnliches hat in neuerer Zeit Raupach versucht, jedoch mit mehr Glück. Auch dieser Dichter verfertigte viele Stücke im Stillen, fern von seinem Vaterlande, und kam dann — ein

reicher Mann — sie dem deutschen Theater zu übergeben. Man verwunderte sich über die ungeheuere Fruchtbarkeit des neuen Dichters, und konnte nicht begreifen, wie es ihm möglich werden konnte, so viel in einem Jahre zu machen, während er doch schon Alles längst vorbereitet und fertig hatte, und jetzt nur rasch nacheinander damit herausrückte.

Rudolph vom Berge konnte jedoch das Glück Raupach's nie erringen, obgleich er ihm an wirklichem Talent vielleicht nicht nachstand. Sein persönlicher Charakter war nicht von der Art, um bei den Schauspielern Glück zu machen, wenn es auch seinen Stücken beim Publikum gelang. Er war von einer Bescheidenheit beseelt, die heute wohl unsere jungen Theaterdichter zum Lächeln reizen würde, wenn man sie bei ihnen voraussetzte.

Einst sollte sein Trauerspiel Saul gegeben werden. Er hatte es uns theilweise vorgelesen, und einige Stellen waren uns von bewunderungswürdiger Schönheit erschienen. Einer von uns

läßt nun in ein Localblatt eine kurze Anzeige einrücken, worin das Publikum auf die Trefflichkeit des Werkes im Voraus aufmerksam gemacht und zugleich gesucht wird, die Vorzüge dieses Dichters in seinen früheren Werken in ein helles Licht zu stellen. Was war nun wohl die Folge dieses wohlgemeinten Schrittes, der doch gewiß erlaubt war? Rudolph vom Berge wurde ernstlich böse darüber, suchte seine Freunde auf und überhäufte sie mit Vorwürfen. Endlich gab er es zu, daß man so etwas wohl aus Freundschaft thun könne, wenn es überhaupt das Gewissen erlaube, jedoch müsse der Dichter, den es angehe, abwesend sein und nicht in derselben Stadt leben; so hieße es ihn an den Pranger stellen u. s. w.

Was sagen die dazu, die nie genug davon haben können? Die alte, gute Zeit, sie war doch kein leerer Wahn! „Dem Komödianten mag es vergönnt sein, wenn er eine große Rolle nach seiner Meinung zur Welt bringt, sie früher in allen Localblättchen begackern zu lassen; zwischen

dem Dichter und einem solchen Komödianten sollte aber denn doch ein Unterschied statt finden;" so und nicht anders raisonnirte mein guter, edler Freund Rudolph vom Berge.

Sein berühmtestes Stück war „das Haus Barcellona", mit ergreifenden Scenen und herrlichen Versen, das sich viele Jahre auf der Bühne erhielt. Der große Devrient glänzte darin als Garcia. Breslau vergötterte ihn in dieser Rolle. Die Direction hatte alle Costüme dazu neu verfertigen lassen, und wenn man noch lange hernach ein schönes, blankes Kleid auf dem Breslauer Theater sah, und sich mit der Frage an den Garderobier wandte, wozu es gemacht worden sei, antwortete dieser mit Pathos:

„zum Haus Porzellan!"

Nächst diesem Drama war es „Coligny", was den meisten Beifall errang; auch „Saul" hatte große dichterische Schönheiten, nur fand man das Letztere übermäßig langweilig. Etwas Langweiligkeit wird bekanntlich einem deutschen Trauer-

spiel willfährig zugestanden. Als das Stück in Breslau gegeben wurde, saß ein damals wegen seiner magnetischen Curen berühmter Wunderdoctor mitten im Parterre. Es war ein großer Mann, der von Allen wahrgenommen werden konnte. Ein Spaßvogel meinte, es sei kein Fehler des Stücks, daß die Leute einschliefen, der Dichter sei nicht schuld daran, wohl aber die magnetische Einwirkung.

Rudolph vom Berge saß während der Vorstellung seiner Stücke in einer Loge und bewegte fortwährend die Lippen. Da er alle Rollen auswendig wußte, so sprach er jedes Wort den Schauspielern leise nach oder vielmehr vor. Da kam es denn wohl manchmal, daß die Schauspieler ihn verwirrten, wenn sie gar zu wenig von ihren Rollen wußten.

Es war eine heitere Zeit, da Schall, vom Berge, van der Velde, Holtei und ich uns Abends in einer Punschboutike unweit des Theaters versammelten, und unser Altmeister Schall ein Glas

Punsch als Preis für den aussetzte, der zuerst ein Sonnet über ein aufgegebenes Thema fertig haben würde.

Rudolph vom Berge verließ Breslau und starb kurze Zeit darauf. Es ist zu bedauern, daß die Familie den poetischen Nachlaß nicht in Ehren hielt und veröffentlichte; ja es wäre unverantwortlich, wenn der Dichter es nicht selbst so gewollt hat.

Ina.

„Thyrsis, il faut penser à faire la retraite,
La course de nos jours est plus d'à demie faite,
L'age insensiblement nous conduit à la mort;
Nous avons assez vu sur la mer de ce monde,
Errez au grè des vents notre nef vagabonde,
Il est temps de jouir des délices du port!“—

So singt der alte, treffliche Racan, der, wie so vieles Treffliche, nicht mehr gekannt, von seinen eigenen Landsleuten es nicht einmal ist; und bei diesen Worten will ich Deiner gedenken, Geliebte, indem ich die zweite Reihe meiner Aquarellzeichnungen dem Publikum übergebe.

Bereits sind zwei Jahre entschwunden, seitdem ich Dir die ersten Aquarellen widmete; die Schweizerberge, die ich Dir damals in der Ferne gezeigt, Du hast sie in der Nähe gesehen, einige davon

bestiegen, in ihren Thälern geweilt. Was soll ich Dir jetzt in Perspektive stellen?

„Nous avons assez vu sur la mer de ce monde“ —
—„Il est temps de jouir des délices du port“—

Ein Hüttchen ist's, das ich Dir jetzt zeigen will, ein stilles, freundliches Hüttchen.

Ein Thal, von hohen und niederen Hügeln eingefaßt, überall üppige Vegetation; Wein und Obst im Uebermaaß; Weiler und Dörfer bilden eine fast ununterbrochene Reihe; von dieser Seite prangt ein königliches Haus, mit Säulen geziert und von Blumen umgeben, dort auf dem Berge ein Tempel, ein ernstes Grabdenkmal; aus den Schluchten ragen Kirchthurmspitzen und an den Halden lehnen freundliche Wohnungen. Vor uns die alte, unansehnliche Stadt von heilbringenden Quellen umflossen, Gesundbrunnen, Bäder, Fabriken, artesische Brunnen! Und mitten hindurch strömt der Fluß und nimmt hier die ersten Schiffe an, die mit bunten Wimpeln auf seinem Rücken hinabgleiten.

Und seitwärts von der Allee aus Kastanien und Platanen, die zu der Heilquelle führt, an dem schönsten Plätzchen, wo die lieblichste Aussicht sich entfaltet, mitten im buntesten Blumenbezirke lass' uns unser Hüttchen bauen, einfach und bequem; nicht wie der Biber baut, jede Schönheit der Bequemlichkeit aufgeopfert, aber auch nicht wie der prunksüchtige Thor, der nur dem äußern Scheine fröhnt.

Lass' uns von den verständigen Orientalen, von den freundlich genießenden Südländern unsere Baukunst entlehnen.

Vor Allem lass' uns entfernen von unserer Wohnung, was sie verunzieren könnte, was die edlern Sinne beleidigt. Solche Räume legen wir außerhalb an, und verbinden sie zur Bequemlichkeit durch bedeckte Gänge mit dem Hause. Wie abschreckend ist mir der Gedanke, wenn ich manchmal vor einer menschlichen Behausung, in Form eines zierlichen, streng begrenzten Würfels stehe, und mir vorstelle, was dieser Würfel Alles ein-

Staatliche Bibl...

schließt, welche **horreurs** neben den schönsten Gemächern! Dann fehle die duftige Pergola nicht, nach italienischer Weise, mit Wein und Rosen umflochten, die wir ja Beide hier im Ueberflusse haben können, und endlich umgebe die indische, leichtgezimmerte Veranda das ganze Gebäude, im Sommer zur luftigen Kühlung, so wie im Winter, mit Fenstern geschlossen, um die Kälte abzuhalten.

Auf massivem Erdgeschosse erhebe sich das einzige Stockwerk, und oben in der Attika mögen einige Zimmer mit der freundlichsten Aussicht sich den Freunden bereiten.

Wie es im Innern aussehen soll? Je nun, das bleibe Dir überlassen! Deinem Geschmack vertraue ich, Ina, er hat mich ja stets geleitet.

Aber der Strom soll tückisch sein. Oft bricht er in der Nacht, wenn man sich's am wenigsten versieht, mit Ungestüm los, verheert Alles ringsumher, und dort, wo wir unser Häuschen bauen wollen, wühlt er mit wildester Wuth sein Bett. Große Baumstämme und ungeheure Steine wälzt

er brausend heran und schleudert sie gegen das Häuschen und droht es zu zertrümmern.

Fürchtest Du ihn? —

Wir wollen den Grund fest mauern, Ina, und darauf getrost vertrauen. Am Ende verläuft sich das Wasser doch, und wir sehen nach, was es uns beschädigt hat, und helfen ab und bessern aus. So lange man lebt, muß man auf solche Fälle gefaßt sein, gleichviel, von wo die Erschütterungen kommen, wenn nur der Grund recht fest ist. Alles läuft seinem Ende unaufhaltsam zu.

Mir fallen hier wieder Worte von Racan ein:

„Ruisseau, nous paraissons avoir un même sort,
D'un cours précipité nous allons l'un l'autre,
Vous à la mer, nous à la mort!"

Mer und Mort! welch ein geringer Unterschied? Nichts! — Vergessenheit! —

Lass' uns das Hüttchen nur getrost bauen, Ina! Das Thal ist schön, und der Abend wird es nicht minder sein.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

ANDR. STEINMETZ
Buchhandel, Buchbinderei
855 FORCHHEIM
Hornschuchallee 21

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Aquarelle aus dem Leben

Bd.: 4. (1837). - 312 S.

Stuttgart u.a. 1837

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.495(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721606-5